La(b) 7 7 14.5

Claudius

[Claudius, Matthias]

ASMUS omnia sua SECUM portans,

oder

Sämmtliche Werke

des

Wandsbecker Bothen,

Vierter Theil.

Bibliothek der Philos

Wandsbeck, 1782.
Beym Verfasser.

Asmus

[d. i. Matthias Claudius].

097 972 134

Staatl. Bibliothek Passau

Subscriptions-Anzeige.

Da das Publikum so gut gewesen ist, auch mit dem zweyten Büchel meiner »Sämmtlichen Werke« vor Lieb und Willen zu nehmen, und seitdem 4 bis 5 Jahre verflossen sind; — so wäre ich wohl gemeint, aber eins heraus-zugeben. Die Einrichtung bleibt wie bisher: wieder einige Kupfer, gutes Schreibpapier, und auf dem Schreibpapier Allerley, so gut ich es weiß und verstehe, nach meiner Einfalt und in Ermangelung eines Bessern. Also freilich kein Ambrosia, aber auch keine raffinirte blähige Conditor-Waare, die, wie mein Vetter sagt, in der Welt für Ambrosia verkauft wird, sondern ehrlich hausbacken Brodt mit etwas Coriander, das dem armen Tagelöhner besser gedeyt und besser gegen Wind und Wetter vorhält; zum Zierath und Abzeichen soll allerdings hin und wieder dran ein Herz oder ein Schlüssel eingedrückt werden. Zur Ostermesse, wenn Gott Leben und Gesundheit giebt, denk' ich dies neue Büchel zu liefern, und möchte es wohl etwas stärker ausfallen.

Weil ich aber mit der neutralen Flagge eigentlich keine Geschäfte mache, sondern mein Handlungs-Geheimniß mehr in dem »Cours meiner Papiere« besteht; so ist bey den dermaligen Preisen aller Staatsbedürfnisse, die Subscription, nicht Praenumeration, für ein Exemplar brutto, d. i. mit Fustage und Transport auf 40-50 Meile, beides in Quantitäten, versteht sich, 1 Rthlr. oder 3 Mk. Hamburger Geld; doch nehme ich von denen H. H. Correspondenten, die kein schweres Geld haben, der bequemern Berechnung halben, auch 3 Mk. leichtes Geld, oder den Louisd'or zu 5 Rthlr. Damit ist nun das Büchel bezahlt, und so soll der Preis für

die Nicht-Subscribenten hernach nicht erhöht werden; doch wäre mir, wegen der Industrie der Nachdrucker sonderlich damit gedient, wenn die etwanigen Liebhaber gefälligst subscribirten.

Ersuche denn die Gönner und Freunde, die Lust und Zeit haben, ihres Orts Subscription anzunehmen, und spätestens gegen Ende des Januars 1783 an mich einzusenden, unter der gewöhnlichen Addresse: »a M. Claudius Homme »de lettres à Wandsbeck, abzugeben in Hamburg auf Herrn »Herrmanns Apotheke.«

Ich habe, wem damit gedient ist, auch noch Exemplare von den beiden vorhergehenden Bücheln, das Stück zu 2 Mk., daß also mit dem neuen alle drey einzeln gekauft, 7 Mk. kosten; wer sie alle drey zusammen nimmt, bezahlt 7 Mk. 8 ß.

Wandsbeck, den 1. Nov. 1782.

Asmus.

(Siehe die Hamburger und Altonaer Zeitungen vom November 1782.)

Vorrede.

Was ich in der Anzeige versprochen, meine ich im Büchel gehalten zu haben. So gut ich's wußte und verstand, hab ich's geschrieben; und daß es in Ermangelung eines Bessern ist, weiß Niemand so gut als ich.

Uebrigens habe ich hier wenig oder nichts vorzureden, und verweise den geneigten Leser auf das was vor den vorhergehenden Theilen zu lesen ist.

Auch die Kupfer in diesem vierten Theil brauch' ich nicht zu erklären, denn sie erklären sich selbst; und ich hoffe, daß viele Herren Subscribenten, wenn nicht mit dem Büchel, doch mit den Kupfern zufrieden seyn werden.

Der Inhalt der beyden Kupfer pag. 64 und 65, konnte, wie der Text und ich sie verlangten, nicht vorgestellt werden. Ich wollte ihn aber doch gerne von Herrn Chodowiecki vorgestellt haben, und meinte: so und so. Und darauf bezieht sich der Scherz des Herrn Chodowiecki auf diesen beyden Platten. Mein

Vetter und ich können Nichts zeichnen; wir können nur Sachen angeben, die sich nicht zeichnen lassen.

Ueber viele Stücke im Buche stehts darüber, an wen sie gerichtet sind. Wo nichts darüber steht, kann jeder, wenn er will, ansehen, als ob sie an ihn gerichtet wären. Die Briefe am End sind an Andres.

Schließlich ersuche ich die Herren Nachdrucker, daß sie mir mein Büchel nicht nachdrucken, weder halb noch ganz. Es ist das einzige, das ich verlege, und es muß so beysammen bleiben.

Motet.

Der Mensch lebt und bestehet
Nur eine kurze Zeit;
Und alle Welt vergehet
Mit ihrer Herrlichkeit.
Es ist nur Einer ewig und an allen Enden,
Und wir in seinen Händen.

Und der ist allwissend.

Erstes Chor. Halleluhjah!

Und der ist heilig.

Zweites Chor. Halleluhjah!

Und der ist allmächtig.

Drittes Chor. Halleluhjah!

Und ist barmherzig.

Alle Chöre.

Ist barmherzig — Halleluhjah! Amen!
Halleluhjah ewig ewig ewig seinem Nahmen!
Ist barmherzig — Halleluhjah! Amen!

Ueber ein Sprichwort.

Unter andern tiefsinnigen Sprichwörtern und Räthseln, dadurch die Alten unterrichten und bessern wollten, ist auch eins: man soll auf einem Grabe nicht schlafen! und eben von dem ist hier die Rede.

Wenn ein Spruch tiefsinnig ist, so schwimmt der Sinn nicht oben auf; und denn pflegt er ziemlich sicher zu seyn.

Die Sprüche der Weisen sind dem Schiff Royal George zu vergleichen, das mit dem wackern Admiral Kempenfeldt seit dem 29sten August a. p. bis an den Topmast bey Portsmuth in See steht. Das Fähnlein züngelt da über dem Wasser, daß man wohl sieht, es sey im Grunde etwas vorhanden; wer aber den 29sten August nicht in Portsmuth war, oder sonst des Wesens kundig ist, der wird dem Feind nicht viel von dem Royal George verrathen. Indeß hat doch ein jeder seine Vermuthungen, und es kommt bey solcher Gelegenheit allerhand nützliche Auslegung und Lehre an den Tag; und so soll es auch seyn. Ein Umstand ist bey solchen Auslegungen noch zu bemerken, der manchem sonderbar dünken möchte, der nämlich: daß der letzte Ausleger allemahl der klügste ist, und daß seine Vorgänger immer herhalten müssen. Dafür muß er aber zu seiner Zeit wieder herhalten, und so ist das Gleichgewicht hergestellt. Wollen es denn auch so machen, und zu seiner Zeit wieder über uns ergehen lassen, was Recht ist.

Einige Vorgänger also haben das Sprichwort so gedeutet, als werde darin den Leuten, die von einem Vetter in Ostindien eine reiche Erbschaft gethan haben, der Rath gegeben: sich nicht bloß neben dem gesammelten Honig hinzusetzen, und in Wollust und Müßiggang zu verrosten, sondern nützlich und thätig zu bleiben. Dieser Rath ist allerdings sehr gut, und vielleicht bedauern einige Leser, daß sie nicht in dem Fall sind, von einem so guten Rath Gebrauch zu machen. Uebrigens gehen doch aber bey dieser Auslegung des Sprichworts alle, die keinen Vetter in Ostindien haben, leer aus, und warum sollen die leer ausgehen? Wir wollen lieber einige Auslegungen versuchen, dabey niemand leer ausgehen darf, und dazu man nur braucht, was ein jeder Mensch hat, wie folget:

a) Es sind freilich viele Gräber, um die sich Niemand rothe Augen weint; aber manchmal wird doch auch einer begraben, der einem andern nahe abgeht. Dieser andre denkt mit nassen Augen an den Begrabenen, und sein Grab ist ihm ein Heiligthum. Du wärest wohl grausam, wenn du es entweihen, und dich zum Schlafen darauf ausstrecken könntest! und du sollst nicht grausam seyn.

b) Wenn der Mensch im Grabe liegt, und der Grabhügel ihm errichtet ist; so ist sein Loos entschieden. Alea jacta est. Wir, die wir vorüber gehen, können freilich dies Loos nicht ändern, sondern bey dem, was geworfen ist,

bleibt's. Es wäre aber doch zu hölzern, wenn sich einer auf den Würfeln wollte schlafen legen.

c) Die Verwesung ist und bleibt immer eine sehr nachdenkliche und ernsthafte Sache. Gewißlich geht kein Engel gleichgültig einem Grabhügel vorbey! und der ist doch eigentlich über die Grabhügel weg, und hat für seine Person dabey nichts zu gewinnen noch zu verliehren. Der Mensch ist noch nicht so ganz darüber weg, und hat noch allerley dabey zu bedenken, daran ihm gelegen ist. Muß denn so ein alter guter Vater, der den Leichtsinn der Menschen kennt, muß denn der nicht das Gesetz machen: daß man auf einem Grabe nicht schlafen soll?

u. s. w.

Ein Lied vom Reiffen.

d. d. den 7. December 1780. Wandsbeck.

Sirach, C. 43, v. 21. Er schüttet den Reiffen auf die Erde wie Salz.

Seht meine lieben Bäume an,
Wie sie so herrlich stehn,
Auf allen Zweigen angethan
Mit Reiffen wunderschön!

Von unten an bis oben 'naus,
Auf allen Zweigelein,
Hängts weiß und zierlich, zart und kraus,
Und kann nicht schöner seyn;

Und alle Bäume rund umher,
All' alle weit und breit,
Stehn da, geschmückt mit gleicher Ehr,
In gleicher Herrlichkeit.

Und sie beäugeln und besehn
Kann jeder Bauersmann,
Kann hin und her darunter gehn,
Und freuen sich daran.

Auch holt er Weib und Kinderlein
Vom kleinen Feuerheerd,
Und Marsch mit in den Wald hinein!
Und das ist wohl was werth.

Einfältiger Natur-Genuß,
Ohn' Alfanz drum und dran,
Ist lieblich, wie ein Liebeskuß
Von einem frommen Mann.

Ihr Städter habt viel schönes Ding,
Viel Schönes überall,
Credit und Geld und goldnen Ring,
Und Bank und Börsensaal;

Doch Erle, Eiche, Weid' und Ficht'
Im Reiffen nah und fern —
So gut wirds Euch nun einmal nicht,
Ihr lieben reichen Herr'n!

Das hat Natur, nach ihrer Art
Gar eignen Gang zu gehn,
Uns Bauersleuten aufgespart,
Die anders nichts verstehn.

Viel schön, viel schön ist unser Wald!
Dort Nebel überall,
Hier eine weiße Baumgestalt
Im vollen Sonnenstrahl.

Lichthell, still, edel, rein und frey,
Und über alles fein! —
O aller Menschen Seele sey
So lichthell und so rein!

Wir sehn das an, und denken noch
Einfältiglich dabey:
Woher der Reif, und wie er doch
Zu Stande kommen sey?

Denn gestern Abend, Zweiglein rein!
Kein Reiffen in der That! —
Muß einer doch gewesen seyn,
Der ihn gestreuet hat.

Ein Engel Gottes geht bey Nacht,
Streut heimlich hier und dort,
Und wenn der Bauersmann erwacht,
Ist er schon wieder fort.

Du Engel, der so gütig ist,
Wir sagen Dank und Preis.
O mach' uns doch zum heil'gen Christ
Die Bäume wieder weiß!

Von der Freundschaft.

Ich habe dir in der vorigen Lection die Feindschaft erklärt, und wie man dazu gelangen könne, und wann ein ehrlicher Kerl sich nicht scheuen müsse. Heute von der Freundschaft.

Von der spricht nun einer: sie sey überall; der andre: sie sey nirgends; und es steht dahin, wer von beiden am ärgsten gelogen hat.

Wenn du Paul den Peter rühmen hörst, so wirst du finden, rühmt Peter den Paul wieder, und das heissen sie denn Freunde. Und ist oft zwischen ihnen weiter nichts, als daß einer den andern kratzt damit er ihn wieder kratze, und sie sich so einander wechselsweise zu Narren haben; denn, wie du siehst, ist hier, wie in vielen andern Fällen, ein jeder von ihnen nur sein eigner Freund, und nicht

des andern. Ich pflege solch Ding »Hollunder-Freundschaften« zu nennen! Wenn du einen jungen Hollunderzweig ansiehst, so sieht er fein stämmig und wohl gegründet aus; schneidest du ihn aber ab, so ist er inwendig hohl und ist so ein trocken schwammig Wesen darin.

So ganz rein gehts hier freylich selten ab, und etwas Menschliches pflegt sich wohl mit einzumischen; aber das erste Gesetz der Freundschaft soll doch seyn: daß einer des andern Freund sey.

Und das zweite ist, daß du's von Herzen sey'st, und Gutes und Böses mit ihm theilest, wie's vorkömmt. Die Delicatesse, da man den und jenen Gram allein behalten und seines Freundes schonen will, ist meistens Zärteley; denn eben darum ist er dein Freund, daß er mit untertrete und es deinen Schultern leichter mache.

Drittens laß du deinen Freund nicht zweymal bitten. Aber wenns Noth ist und er helfen kann, so nimm du auch kein Blatt vors Maul, sondern gehe und fodre frisch heraus, als obs so seyn müßte und gar nicht anders seyn könne.

Hat dein Freund an sich, das nicht taugt, so mußt du ihm das nicht verhalten und es nicht entschuldigen gegen ihn. Aber gegen den dritten Mann mußt du es verhalten und entschuldigen. Mache nicht schnell jemand deinen Freund, ist er's aber einmal, so muß er's gegen den dritten Mann mit allen seinen Fehlern seyn. Etwas Sinnlichkeit und Partheylichkeit für den Freund scheint mit zur Freund-

schaft in dieser Welt zu gehören. Denn wolltest du an ihm nur die würklich ehr- und liebenswürdigen Eigenschaften ehren und lieben, wofür wärst du denn sein Freund; das soll ja jeder wildfremde unpartheyische Mann thun. Nein, du mußt deinen Freund, mit allem was an ihm ist, in deinen Arm und in deinen Schutz nehmen; das Granum Salis versteht sich von selbst, und daß aus einem edlen kein unedles werden müsse.

Es giebt eine körperliche Freundschaft. Nach der werden auch zwey Pferde, die eine zeitlang beysammen stehen, Freunde, und können eins des andern nicht entbehren. Es giebt auch sonst noch mancherley Arten, und Veranlassungen. Aber eigentliche Freundschaft kann nicht seyn ohne Einigung; und wo die ist, da macht sie sich gern und von selbst. So sind Leute, die zusammen Schiffbruch leiden und die an eine wüste Insel geworfen werden, Freunde. Nämlich das gleiche Gefühl der Noth in ihnen allen, die gleiche Hoffnung und der Eine Wunsch nach Hülfe einigte sie; und das bleibt oft ihr ganzes Leben hindurch. Einerley Gefühl, einerley Wunsch, einerley Hoffnung einigt; und je inniger und edler dies Gefühl, dieser Wunsch und diese Hoffnung sind, desto inniger und edler ist auch die Freundschaft, die daraus wird.

Aber denkst du, auf die Weise sollten ja alle Menschen auf Erden die innigsten Freunde seyn? Freylich wohl! und es ist meine Schuld nicht, daß sie es nicht sind.

Postscript. Es giebt einige Freundschaften, die im Himmel beschlossen sind und auf Erden vollzogen werden.

Paul Erdmanns Fest.

Mein Vetter und ich waren auf Reisen, die Welt und ihre Berge und Gewässer zu sehen, und ich recommendire einem jeden Menschen so'ne Reise; es kommen gar liebliche Berge und Gewässer mit vor. Gleich den dritten Tag in der Morgendämmerung trafen wir auf einen Fleck, der schier nicht schöner seyn kann. Mein Vetter ließ halten, und wir sahen überall hin.

»Da drüben am See, sagte mein Vetter zu mir, »soll Euer Haus stehen; dort oben am Berge Freund »** seins, und hier wo wir stehen, will ich wohnen. — — —. Aber was ist Euch, Vetter, ihr werdet ja so heroisch aussehen?«

»— Ich bin Willens, von dieser Gegend Besitz »zu nehmen.«

»Dacht ichs doch, daß so etwas im Werk wäre! — Wie macht Ihr denn das?«

»Wie's gemacht wird. Ich zieh meinen Hirschfänger heraus, und haue in alle vier Winde, und »rufe überlaut, daß ich hiemit Besitz nehme; und »denn gehört die ganze Gegend meine mit allem

»was darin ist. So haben es ja die Europäer in »andern Weltgegenden gemacht, und es ist reüßirt.«

»Wohl wahr, Vetter, aber die Umstände wa»ren doch verschieden. Dazu reisen wir; so könnt »Ihr doch nicht da bleiben.«

»Nun, so laßt uns denn reisen.«

»Aber bey der Gelegenheit wollen wirs mit ein»ander absprechen, was wir denn eigentlich für eine »Reise machen wollen. Was meint Ihr?«

»Ich meine, wir machen le grand tour.«

»Was nennt Ihr le grand tour?«

»Immer vorwärts, so wie der Wagen da steht, »bis wir herum kommen auf denselben Fleck; und »denn zu Hause.«

»Der Vorschlag ist so übel nicht, auch in der »Theorie ganz richtig; in der Praxis hat er denn »freylich seine Schwierigkeiten, wie das wohl so zu »seyn pflegt. — Aber seht, da geht die Sonne auf!«

»Seht doch! — Vetter, sie ist nun alle Tage »aufgegangen so lang ich lebe; und doch, wenn ich »sie des Abends sehe untergehen, kann ich immer »nicht glauben, daß sie den andern Morgen wieder »aufgehen werde.«

»Wie sie da nun wieder hervorkommt! — lieber »Vetter! —«

»Aber schau, es wallt und bewegt sich so in »ihr; was ist das?«

»Sie haut nun in alle vier Winde, und nimmt »von dieser Halbfläche der Erdkugel Besitz! — Und

»das, Vetter, ist dir doch ein rechter Besitznehmer!
»Er bringt und nimmt nicht!«

»Doch sitzt auf; in ein paar Stunden sollt Ihr
»wieder was schönes sehen, freylich keine Sonne
»wieder, denn die haben wir nur Einmal in der
»Welt, aber doch was schönes.«

Nach einigen Stunden befanden wir uns vor einer etwas hohen Gegend; und als wir hinauf kamen, da lag rund um vor uns die große offene blaue See. Wer die See gesehen hat, der weiß, was das für ein Anblick ist. Wasser scheint lebendiger fürs Auge, als das feste Land, es bringt dem Menschen so viel Gutes und ist für ihn so unentbehrlich; obs daher kommt, daß ein so großer Vorrath davon sich so sonderlich ansieht; aber wahr ist es, der Anblick der offenen See ist sonderlich.

»Nun, Vetter, was sagt Ihr zu dem Früh-
»Stück?«

»Ist zu viel zum Frühstück, und man hat den
»ganzen Tag genug daran.«

»Auch so gut.«

»Freilich hat man den ganzen Tag genug dar-
»an, und die Nacht dazu.«

»Hats Euch wohl eher von der See geträumt?«

»Einmal; und da hatte sie der liebe Gott so in
»der hohlen Hand mit allen Inseln und Schiffen,
»und sah darauf, und die Schiffer merkten es nicht.«

»Gut geträumt, Vetter. Nun seht noch einmal
»hin, und denn wollen wir auch weiter reisen. In-

»deß vorwärts, seht Ihr, gehts nicht weiter, und »wir müssen wohl linksum machen.«

Wir machten also linksum, und fuhren nun 'n drey bis vier Wochen immer so vor uns hin, die Kreuz und die Queere, wo uns der Weg hinführte; und ich muß sagen, die Welt ist sehr groß, und immer anders und anders.

Man kann denken, daß wir auf dieser Fahrt manchen angenehmen Tag gehabt haben. Ich darf mich aber nicht weitläuftig einlassen, und muß machen, daß ich an den Tag komme, von dem ich hier eigentlich Nachricht geben will. Dieser Tag nun, oder vielmehr der Vor-Tag, fing sich eben nicht zum besten an. Wir waren kaum eine Meile vom Nachtquartier in einem großen langen Dorfe, da fiel der Fuhrmann unter die Pferde, und gleich war 'n Bein ab. Der arme Kerl dauerte uns; und wir nahmen einen andern, und fuhren weiter.

Gegen Abend brachte uns der Weg in ein Dörflein, das ungemein freundlich aussah, und der Schwager hielt an und ließ uns sehr lange warten. Endlich kam er.

»Warum denn aber so sehr lange, Schwager?«

»Ja, meine Herren, das ist von wegen des »Jubiley. Hier im Dorfe ist morgen ein Jubiley, »und das hab ich erst alles verkundschaften müssen. »Die Frau Postmeisterin will das wissen.«

»Ah so! das ist ein anders.«

Aber, sagte mein Vetter zu mir, ich denke, wir verkundschaften das Jubiley auch näher, ehe

wir weiter fahren; und damit stiegen wir ab und hinein ins Haus, und erfuhren denn, daß ein Bauer im Dorfe, Paul Erdmann genannt, sein Erbe funfzig Jahr bewohnt habe, und morgen sein Jubiläum feyern wolle.

»Könnt ihr bis morgen Abend hier bleiben, »Schwager?«

»Na.«

»Nun so reitet wieder zu Hause; wir bleiben »hier.«

»Das dependirt von den Herren, aber ich muß »Sie erst auf die nächste Station fahren. Dahin »lautet mein Stundenzettel.«

»Narre, wir bezahlen euch bis dahin; ihr hört »aber, daß wir hier bleiben wollen.«

Darauf ließ er sich aber nicht ein, und blieb dabey, daß er laut seines Stundenzettels uns auf der nächsten Station abliefern müßte. Ich wollte also schon wieder einsteigen, weil es mir doch auch halb und halb vorkam, daß der Schwager nicht ganz Unrecht habe; mein Vetter aber, der sich bey solchen intricaten Fällen besser zu nehmen und herauszufinden weiß, schrieb dem Schwager einen Schein: »daß wir würklich in dem Wagen gewesen, daß wir aber auf dem Wege ausgestiegen, und deswegen auf der Station nicht mehr darin wären,« und damit war der Schwager zufrieden und fuhr weiter, und wir blieben da.

In der Wirthsstube saßen drey reisende Handwerksbursche, und fünf oder sechs Bauern. Die

Handwerksbursche, machtens wie ich, sie erzählten von ihren Reisen. Als es gebrechen wollte, fingen wir an, die Bauern von dem Jubiläo zu fragen; und sie erzählten uns ein Langes und ein Breites von ihrem Nachbar Paul Erdmann, und sagten bey der Gelegenheit, alle aus Einem Munde, ausnehmend Gutes von ihrem Edelmann, und das alles so treu und herzlich, daß man sie und ihren Nachbar und ihren Edelmann unbesehends lieb gewann.

Wir giengen darauf noch heraus ins Dorf, bis an den Edelhof, der vorne daran liegt, und sahen uns um. Auf dem Rückwege sprachen wir bey dem Paul Erdmann vor, und fragten ihn, ob wir nur morgen mit auf seinen Ehrentag kommen dürften. Er sagte kurz zur Antwort, wir würden willkommen seyn, gab sich aber weiter mit uns nicht ab, denn er hatte zu thun.

Die Nacht gieng bald hin; und den folgenden Morgen machten wir uns bey guter Zeit wieder zum Paul, der uns schon im Feyerkleide und weißem Halstuch auf der großen Diele entgegen kam. Er war nun viel gesprächiger, als gestern; fragte uns, wer wir wären, und wohin wir wollten; erzählte uns von seinem Vieh und Acker, und wie ihn Gott geseegnet habe; von seiner seligen Frau; von seiner Freude über diesen Tag; und von seinem gottesfürchtigen Edelmann, und was der durch seine Vorkehrungen, und sonderlich durch sein eignes Exempel für gute und fromme Gesinnungen bey Jung und Alt

ausbreite, und daß er heute selbst kommen und mit ihm und uns Allen essen werde u. s. w.

Paul hatte seine Kühe und Pferde, und alle sein Vieh den Morgen in den Stall bringen lassen, daß sie heute auch tractirt würden; denn, sagte er, sie habens mir verdienen helfen, und das Vieh hat keine Freude, als Essen und Trinken.

Um neun Uhr schickte der Edelmann einen Bedienten: »es sey unvermuthet großer Besuch gekommen, und Paul werde nicht übel nehmen, wenn er sie Alle mitbringe; weil er aber seine Gäste nicht alle kenne, so bitte er sich aus, daß er für sie dürfe zurichten und seinen Tisch dicht neben Paul seinen setzen lassen; er wisse wohl, daß Paul und Compagnie seine Kost und Gerichte verschmähten, er bitte aber, daß sie doch mit ihm trinken möchten.«

»Sag er seinem Herrn wieder: was mit Ihm »komme, das komme mit Ihm! Es werde uns eine »große Gnade und Ehre seyn, und ich lasse mich »unterthänig bedanken.« Und damit gieng der Bediente.

Gegen Zehn kamen die Nachbaren, immer Mann und Frau zusammen, einer nach dem andern an; und Paul empfing jedweden mit einem Handschlag, und hieß sie niedersitzen. Einige brachten auch einen Sohn oder Töchter mit, zum Theil wohl schöne Mädchen, und alle so ehrbar und züchtig, daß es eine Freude war, sie anzusehen.

Die Bauern sahen alle nach der Reihe bieder und gut aus, doch stachen besonders zwey hervor,

Peter Unke und Hans Westen. Unke ist ein Mann von etwa funfzig Jahren, und sieht bräunlich und wie 'n General aus. Westen ist jung, und hat ein milchweißes und gar gutmüthiges Gesicht; er hatte den Herbst vorher Hochzeit gehalten, und seine Frau, die mit ihm kam und die Liese heißt, war hochschwanger. Zuletzt kam auch noch ein steinalter Mann, mit Namen Jost; seine Augen waren ihm schon dunkel worden, und er konnte kaum alleine stehen. Paul wollte ihn durchaus haben, weil er der älteste im Dorf ist; und so ließ Jost sich durch zwey Knechte herführen, und setzte sich oben gegen den Feuerheerd, denn es friert ihn immer so.

Als nun die Gäste alle beysammen waren, trat Paul hin, that seine Mütze ab und sagte:

»Nun willkommen, ihr lieben Nachbarn! Will»kommen, und Dank, daß Ihr mir meinen Ehren»tag mit wollet feyern helfen!«

»Es sind heute funfzig Jahr, als ich dies Erbe »sehr wüste und verfallen antrat. Ich habe mit »Gott angefangen, und ihn oft hinterm Pflug um »seinen Seegen gebeten — und er hat mich geseeg»net! Da steht mein Vieh, und wiederkäut und »wiehert; und in allen den funfzig Jahren hat mir »nie nichts gemangelt. Ich bin nicht werth solcher »Barmherzigkeit, das weiß ich — und ich möchte »mich in mein Heu verkriechen. Aber Gott ist gnä»dig, und verlangt nur von uns, daß wir seine »Güte erkennen; und da hab ich Euch heute herge»beten, Ihr lieben Nachbarn! daß Ihrs mir helfet

»thun. Helft mir denn heute Gott danken, Ihr lie»ben Nachbarn! und laßt uns hier mit einander »fröhlich seyn, Ihr lieben Nachbarn! Amen.«

Die lieben Nachbarn standen alle, andächtig wie in der Kirche, um den alten Paul, und drückten ihm die Hand und sagten ihm was Liebes, so Mannsen als Weibsen; sonderlich stand die Liese Westen mit ihrem runden Leib, und weinte ihre hellen Thränen.

Peter Unke. »Paul, Ihr habt ehrlich gesprochen. Wir wollen auch Gott gerne für Euch danken; aber seht, ein jeder von uns hat genug vor seiner Thüre zu fegen.«

Anton Schmidt. »Ja wohl, Unke! Ihr nehmt mir das Wort aus dem Munde. Ich habe heute früh noch meine Wintersaat angesehen; sie schlägt mir schon wieder übern Kopf zusammen, und ich habe erst voriges Jahr das neunte Korn gedroschen.«

Markus Körner. »Und mir hat Gott gestern Abend Zwillinge gegeben, 'n Paar liebe Jungens, die schlagen mir übern Kopf zusammen.«

Liese Westen. »Und mir meinen Hans.«

Jost. »Und uns allen unsern gnädigen Herrn.«

Peter Unke. »Eben der lag mir vor sonderlich im Sinne; denn für den allein können wir Gott nicht genug danken.«

Albrecht Kühnert. »Paul, was würde doch Eure seelige Sophie sagen, wenn sie uns so heute hier sehen sollte! Aber die ist bey Gott dem Herrn.«

Paul Erdmann. »Ja, wills Gott! ist sie bey Gott dem Herrn, und da mag sie auch bleiben. Sonst bin ich den Morgen in meinem Herzen schon 'n Paarmahl aufn Sprung gewesen, sie heute bey mir zu wünschen. Ich hätte sie gerne hier, das weiß Gott; und die alte Hausmutter würde auch einen guten Tag haben.«

Peter Unke. »Laßt sie, Paul; sie hat so einen bessern.«

Und so gieng das unter den Leuten fort. Mein Vetter und ich waren, wie vom Himmel gefallen, denn solche Bauern waren uns noch nicht vorgekommen. »Wir sind am rechten Orte abgestiegen, sagte »mein Vetter. Aber denkt, was der Edelmann für »ein wahrhaftiger Wohlthäter ist! Und was er »selbst für 'n Leben haben muß!« Ich hatte das schon gedacht; und mir brannte die Stelle unter den Füßen, bis ich ihn gesehen hätte.

Um Mittag kam er mit seinen Gästen, und alle Bauern giengen heraus, vor Pauls Hofe, ihm entgegen, und führten ihn herein. Zu beiden Seiten auf dem Hofe standen eine Parthie Knechte, und strichen die Sicheln, und Paul stand in der Mitten.

Paul Erdmann. »Das ist unsre Feldmusick, gnädiger Herr! Sie müssen so vorlieb nehmen.«

Herr v. Hochheim. »Guten Morgen lieber Paul, und viel Glück!

Ihr seht ja heute recht jung aus.«

Paul. »Ist keine Kunst für Ihre Bauern, gnädiger Herr; Sie lassen uns nicht alt werden.«

Hr. v. Hochheim. »Hier kommen wir ein ganzes Hausvoll zu Euch.«

Paul. »Je mehr, je besser; immer herein.«

Paul bewillkommte sie nun alle nach seiner Art, und sie wünschten ihm Glück zu seinem Jubiläo; und so gieng der Zug herein ins Haus.

Es mochten etwa zehn bis zwölf Personen seyn, alle eines wirklich feinen und adlichen Ansehens. Sie waren schon 'n Weilchen im Hause gewesen, da kam noch ein grosser dicker Herr nach, und hatte eine alte dürre Frau am Arm.

Ich hatte mich bloß über den Herrn v. Hochheim und über die Leute, die mit ihm kamen, gefreut, und mich weiter um nichts bekümmert; mein Vetter aber hatte gleich alles befragt, und wußte mir zu sagen, daß der ältliche Mann ein Herr von Strahlen, die runde freundliche Dame eine verwittwete Frau v. Mecheln, und das schöne Fräulein ihre Schwester Louise, daß ferner die und die ein Herr v. Holborn und seine Gemahlin wären, u. s. w. Endlich daß der große dicke Herr, der allein nachkam, ein junger Herr v. Saalbader sey, neulich von Reisen zu Hause gekommen, und der einzige Sohn seiner Mutter eben der kleinen alten dürren Frau, die er am Arm hatte; »und, setzte mein Vetter hinzu, »diese Zwey gehören nicht zu »den übrigen, oder ich hänge alle Physiognomie am »Nagel. Gebt Ihr Acht, Vetter.«

Der alte Jost saß noch gegen den Feuerheerd, und rauchte eine Pfeiffe Toback.

Hr. v. Hochheim. »Schmeckt Euch der Toback noch, Jost? — Was macht Ihr, wie ist Euch?«

Jost. »Müde, gnädiger Herr, ach so müde! Ich warte alle Tage, stopfe eine Pfeife nach der andern, und denke bey jeder, es soll die letzte seyn, und der liebe Gott macht immer noch nicht Ende.«

Herr v. Hochheim. »Geduld, Jost, es wird Ende werden.«

Jost. »Ich bin am besten in meinem Lehnstuhl hinterm Ofen, aber ich sollte und mußte herkommen.«

Herr v. Hochheim. »Freylich! Ihr seyd unser Großpapa, und unser Großpapa muß ja bey uns seyn, so lange er noch da ist.«

Ich hatte, als die Gesellschaft kam, mich schon mit vor dem Herrn von Hochheim gebückt, und am meisten nach ihm gezielt; aber das gnügte mir doch nicht, ich wollte es noch vor ihm allein und absonderlich thun. Ich gieng also zu ihm und bückte mich recht herzlich, und auch meinem Vetter glückte dasmal der Bückling über alle Maaßen wohl. Herr v. Hochheim fragte mich, wer wir wären; und wir sagten ihm unsern Namen.

Wenn man 'n Buch herausgegeben hat, ist man fast im gleichen Fall mit einem, der in Steckbriefen nach Rock und Weste beschrieben wird; das Incognito ist mißlich. So giengs auch hier, und der Hr. v. Hochheim kannte uns; doch wars mir dasmal nicht leid. Er wunderte sich nicht wenig, uns auf Pauls Jubiläo zu finden, und wollte uns dem alten Paul und der übrigen Gesellschaft präsentiren.

Fr. v. Mecheln. »Halt! Halt! Die Frau v. Holborn soll erst ihre Kunst zeigen. Sie will allen Menschen ansehen, was sie für ein Metier haben.

Frau v. Holborn! Fr. v. Holborn! Kommen Sie doch einmal her. Was sind diese beyden Leute?«

Fr. v. Holborn. — — »Ein Paar Musiker.«

Herr v. Saalbader. »O que non, Madame; Vous Vous trompez etrangement. Ce n'est pas l'air de Musicien. Mais je vous dirai. Voyez, je m'y connois, voyez —«

Fr. v. Holborn. »Nun, was sind sie denn?«

Herr v. Saalbader. — »L'un: tailleur, et l'autre: Apothicaire.«

Frau v. Mecheln. »Bravo! Getroffen.«

Herr v. Hochheim wollte, daß wir mit an seinem Tisch essen sollten, und bat den alten Paul: »uns ihm zu überlassen, wie er sich gnädig ausdrückte. Paul wollte auch gleich ja; wir aber konnten ihm unmöglich abtrünnig werden, und sagten zu dem Herrn von Hochheim, daß wir es uns für eine Ehre schätzten, mit seinen Bauern zu essen, und das war die Wahrheit.

Indeß ward aufgetragen, und beyde Gesellschaften setzten sich zu Tische. Herr v. Hochheim hatte den Tag die Hälfte seiner Bedienten zur Aufwartung der Bauern beordert, und sein Kammerdiener mußte hinter Paul's Stuhl stehen.

Herr v. Hochheim. Zu den Bauern. »Ihr Leute, die Gesellschaft erlaubt Euch, Eure Hüte aufzusetzen. Und noch eins: wir können uns nicht bequem übersehen;

wählt Ihr also an Eurem Tisch einen Sprecher, an den man sich wende, wenn wir etwas mit einander haben. Ich will hier Euer Sprecher seyn.«

Paul fieng nun an, aus einer großen Kumme Reißbrey aufzuschüsseln und herum geben zu lassen; und unterdeß wählten die Andern einmüthig den Peter Unke zum Sprecher, der auch darauf vom alten Paul bestätigt und verkündigt ward.

Westen. (zu Unke) »Seht da, Unke, eine von unsern Schüsseln auf dem andern Tisch, neben dem gnädigen Herrn!«

Unke. »Gnädiger Herr, es ist da eine Schüssel mit Reißbrey über die Gränze gekommen. Vergeben Sie, wir wollen sie gleich wieder abholen lassen.«

Herr v. Hochheim. »Nicht doch, Unke; die Frau v. Mecheln hat darum gebeten.«

Paul Erdmann. »O, Frau v. Mecheln, das ist — das —«

Unke. »Laßt's, Paul! wenn Sie unsre Kost mag. Umsonst hat die gnädige Frau so rothe Backen nicht.«

Herr v. Saalbader. »Monsieur l'Orateur parle Phebus. Ma foi, c'est une piece à figurer.«

Unke. Zu mir. »Das galt mich, ob ich's gleich nicht verstehe. Kann er französisch?«

Asmus. Ja, Herr Sprecher, so etwas.«

Unke. »So setz Er sich her zu mir; und ich mache ihn hiemit zu meinen Agenten für die französischen Angelegenheiten.

Derweile war die Suppe am andern Tisch rund gegeben, und an unserm hatte ein jeder seine Schüssel mit Reißbrey vor sich.

Unke. »Nun, Paul, sprecht 'n Gebet.«

Und Paul legte den großen Löffel andächtig nieder, und sprach eins; und hieß darauf alle Gäste noch einmal von ganzem Herzen willkommen seyn.

Herr v. Saalbader. »Wer mag doch wohl zuerst den Einfall gehabt haben, zu Tisch zu beten?«

Unke. »Doch wohl der zuerst gegessen hat.«

Herr v. Saalbader. Wie könnte mir das einfallen!«

Unke. »Wenn Sie nur 'nmahl recht hungrig wären, gnädiger Herr, und hätten nichts zu essen; es sollte Ihnen schon einfallen, Gott zu danken, wenn Sie was zu sehen kriegten.«

Herr v. Strahlen. «Sehr wahr, Unke; wenn's auch grade nicht laut geschähe und mit gefaltenen Händen. Das denkt Ihr doch auch?«

Unke. »Freilich, gnädiger Herr; Gebehrde ist Gebehrde. Doch hilfts nicht, so schadts auch nicht; und hier ist besser zu viel, als zu wenig.«

Herr v. Saalbader. »En France on ne prie le bon Dieu jamais.«

Frau v. Mecheln. »Tant pis pour la France. Ich habe in Frankreich viel beten sehen.«

Herr v. Saalbader. »Aber hat er von je her zu Tisch gebetet, Monsieur Paul?«

Paul. »So lang ich lebe, gnädiger Herr. Das Essen und Trinken ist ja eine Gabe; wie kann

man die denn annehmen, ohne an den Geber zu denken? Und es ißt sich auch besser darauf, Herr v. Saalbader.

Unke. »Ja wohl, Paul! und der Mensch ist ja keine Kuh und kein Pferd, das nur kåut und hinunterschluckt.«

Herr v. Hochheim. »Lieber Asmus, so still übers Tischgebet?«

Asmus. Hören sie immer die klügste Parthie, gnädiger Herr, und sonderlich hier. Ich denke auch, es ist schon gesagt, was gesagt werden kann. Der Mensch ist keine Kuh und kein Pferd, er ist aber unter Kühen und Pferden und muß mit ihnen essen; da hebt er denn von Rechtswegen jedesmahl, wenn vorgeschüttet wird, den Kopf zuvor auf und besinnt sich fein, damit er indeß sein nicht vergesse.«

Herr v. Saalbader. »Bien dit, ma foi.«

Herr v. Hochheim. »C'est peu de chose, que d'être bien dit. Monsieur *de Saalbader*.«

Unke. Zu mir. »Wie heißt der dicke Herr eigentlich?«

Asmus. »Herr von Saalbader.«

Unke. »Von Saalbader! von Saalbader! Den Namen hab ich nie gehört. Wo ist er her? Hier aus dem Lande kann er nicht seyn.«

Asmus. »Ich denke auch nicht; aber mein Vetter sagt, daß die von Saalbaders eine sehr alte Familie sind.«

Hr. v. Saalbader. »Ich besinne mich eines

sehr schönen bonmot übers Gebet, das mir ein Bettelknabe in Genua sagte.«

Hr. v. Hochheim. »Sie sind also in Italien gewesen, Herr von Saalbader?«

Hr. v. Saalbader. »Ja, ein ganzes Jahr.«

Fr. v. Mecheln. »Auch in Venedig?«

Hr. v. Saalbader. »Oui Madame, à Venise, à Rome, à Naples, par tout.«

Fr. v. Mecheln. »Haben Sie denn in Venedig auch des Bragadino seine Haut gesehen?«

Hr. v. Saalbader. »Oui Madame, sans doute. J'aime furieusement cette sorte de orognes, et je possede moi-même le peau d'une tres belle moresse qui eut la Fantasie de se couper la gorge. Ayez la grace. Madame, Vous et Mademoisse Louise, de venir cette arriere faison nous voir chez nous, et j'aurai l'honneur de Vous montrer cette peau.«

Louise. »Je serois charmée, Monsieur, d'aller voir Madame de *Saalbader* chez elle mais Votre peau ne me tente guere.«

Fr. v. Mecheln. »Aber wer war der Bragadino eigentlich? Ich weiß von ihm nichts, und habe nur sehr von ohngefähr einmal irgendwo gelesen, daß seine Haut in Venedig aufbewahrt wird.«

Hr. v. Saalbader. »Er war Venetianischer Commandant irgendwo, und brachte bey der Gelegenheit seine Haut zu Markte.«

Hr. v. Hollborn. »Er war Commandant von Cypern, und vertheidigte die Insel edel und meister-

lich gegen die Türken; und als sie endlich doch capituliren mußte, ließ der türkische General ihm lebendig die Haut abziehen.«

Fr. v. Mecheln. »Das war grausam.«

Hr. v. Hochheim. »Und war noch dazu wider gegebenes Wort.«

Fr. v. Hollborn. »Der Türke muß ein abscheuliches Gesicht gehabt haben. Aber, Hr. v. Saalbader, erzählen Sie uns lieber von den Gemählden, die Sie in Venedig gesehen haben.«

Hr. v. Saalbader. »Welche Schule ziehen Sie vor, Madame, die Venetianische, oder die Römische, oder die Lombardische, dont le grand Correggio est le Chef?«

Fr. v. Mecheln. »Was gehen uns die Schulen an; erzählen Sie nur. Z. E. von der berühmten Nacht des Correggio.«

Hr. v. Saalbader. »Nuit, la nuit de Correggio! je n'en sais rien, pas un mot.«

Hr. v. Hochheim. »Das schöne Stück ist nicht in Venedig, sondern in Dresden.«

Hr. v. Saalbader. »C'est donc peutetre le seul tableau de prix qui y manque. Car on y voit partout une infinité de Chef d'oeuvres, surtout du grand *Titien*, qui mourut de la peste et qui fut crée Chevalier et Comte Palatin par l'Empereur *Charles* V.«

Fr. v. Mecheln. »Sie scheinen mit Venedig unzufrieden zu seyn, Hr. v. Saalbader?«

Hr. v. Saalbader. »Bis auf die wunderli-

che Grille, daß man von ihren Staats-Angelegenheiten nicht laut sprechen darf.«

Hr. v. Strahlen. »Die Grille ist so wunderlich nicht, und erspart manchem ein Urtheil, das ihm vielleicht gereuen könnte.«

Hr. v. Saalbader. »Pourtant ça gene. Venez Mr. *Asmus*, nous mandirons un peu les Souverains.«

Asmus. »Ich nicht, Herr v. Saalbader.«

Hr. v. Saalbader. »Und warum? Wir sind ja nicht in Venedig.«

Asmus. »Aber Venedig ist in mir, und in jedem guten Unterthan.«

Hr. v. Saalbader. »Ah nu, wir wollen auch loben, was zu loben ist.«

Asmus. »Ich finde das Eine so überflüßig als das andre.«

Herr v. Saalbader. »So? Und wie denn das?«

Asmus. »Weil die Fürsten und Obrigkeiten unmittelbar unter Gottes Augen stehen, und also für ihre gerechte und gute Handlungen viel was bessers haben, als Menschenlob; und wenn je einer eine begehen könnte, die nicht gerecht und gut wäre, so schon übel genug daran sind.«

Hr. v. Saalbader. »Ah, cette Philosophie est très sublime.«

Während diesem Gespräch war die große Kumme mit Reißbrey weggenommen, und eine noch grö-

ßere mit Fleisch und Kartoffeln an ihre Stelle gesetzt worden.

Unke. »Gnädiger Herr, dürfen wir wohl unser Kartoffel-Lied singen?«

Hr. v. Hochheim. »Ihr habt alle Freyheit, Unke.«

Unke. »So fang an, Westen.«

Westen. »Pasteten hin, Pasteten her,
Was kümmern uns Pasteten?
Die Kumme hier ist auch nicht leer,
Und schmeckt so gut, als bonne chere
Von Fröschen und von Kröten.

Und viel Pastet und Leckerbrodt
Verdirbt nur Blut und Magen.
Die Köche kochen lauter Noth,
Sie kochen uns viel eher todt;
Ihr Herren, laßt Euch sagen.

Schön röthlich die Kartoffeln sind,
Und weiß wie Alabaster!
Sie däu'n sich lieblich und geschwind,
Und sind für Mann und Weib und Kind
Ein rechtes Magenpflaster.«

Hr. v. Saalbader. »Wo habt Ihr das alberne Lied her, Herr Sprecher?«

Unke. »Wir machen uns sonst unsere Lieder selbst, Herr von Saalbader; dies hat uns der gnädige Herr machen lassen.«

Hr. v. Saalbader. Zu dem Herrn v. Hochheim. »Cher ami, prenèz garde à Vous. Vous ferez perdre à ces gens tout le respect qu'ils doivent à la noblesse.«

Hr. v. Hochheim. »Craignez rien, Monsieur *de Saalbader.*«

Unke. Zu mir. »Was sagte der Herr von Saalbader?«

Asmus. »Er lobt Euch, und wünscht, daß alle Bauern ihre Herrschaft so lieben und ehren mögten..«

Hr. v. Saalbader. »Vous ne m'avez pas bien compris, Monsieur *Asmus.*«

Asmus. Er fürchtet, daß Ihr mit dem Respect für Pasteten auch den Respect für Euren gnädigen Herrn verliehret.«

Unke. »Gott seegne unserm gnädigen Herrn und einem jeden andern seine Pasteten! Kann man denn aber auch Respect für Jemand haben, weil er Pasteten ißt; das ist ja keine Kunst. Ihre Güter, Herr von Saalbader, müssen ja im blinden Heidenthum liegen.«

Hr. v. Saalbader. »Monsieur *Asmus*, rappellez cet homme à la raison.»

Asmus. »Mais je ne sais comment. Ich finde seine Aeußerungen sehr gegründet. Esse ein jeder, was er will und was er hat; aber mit wenig zufrieden seyn und wenig bedürfen, ist doch edler!«

Paul. »Das Lied ist auch so gemeint: daß wir einem Jeden seine Kost von Herzen gönnen, aber mit unserer von Herzen zufrieden sind.«

Unke. »Versteht sich, Paul. Man singt ja nicht, andern Weh, sondern sich Wohl zu thun.

Aber wir haben von Kartoffeln gesungen, nun schüsselt auch davon auf.«

Kühnert. »Paul, Ihr hättet aber doch heute eigentlich einen Kranz sollen aufhaben.«

Westen. »Ja wohl, so eine Krone von Mayen, mit funfzig Aehren dran, für jede Aerndte Eine.«

Paul. »Nicht doch; die Kronen und Kränze sind nur für die Könige und Bräute.«

Unke. »Herr Agent, warum mögen doch die Könige wohl goldne Kronen tragen?«

Asmus. »Ich weiß nicht, Unke. Wenn dem König von Frankreich, hab ich 'nmal gelesen, bey der Krönung die Krone aufgesetzt wird, so betet der Erzbischof, »er trage sie zur Barmherzigkeit.«

Ich denke, die Krone bedeutet ja wohl, daß der König der erste Mann in seinem Lande, und das Gold, daß er auch der beste seyn soll.

Fragt 'nmal am andern Tisch; der Adel ist den Fürsten näher als unser einer, und weiß also natürlich mehr von ihren Angelegenheiten.«

Da kamen ein Paar Handel-Juden, kramten ihren Packen aus und boten ihre Waaren feil. Paul kaufte ein seiden Tuch, und gieng damit zu der Frau v. Mecheln. »Gnädige Frau, Sie müssen mich nicht verschmähen; ich wollte Ihnen dies Tuch verehren, weil Sie von meinem Reißbrey gegessen haben.«

Fr. v. Mecheln. »Ich danke Euch, lieber

Paul; so müßt Ihr Euch aber auch von mir etwas schenken lassen.«

Und nun gieng das Ding weiter, und ein jeder kaufte dem alten Paul ein Geschenk zu seinem Ehrentag, und hieng's ihm über die Schulter, Auch der eine Jude kam zuletzt noch mit einem rothgestreiften Halstuch: »dürf ich, Paul? Ja, ich dürf wohl; wir sind ja auf Deutschem Boden!« Und es ward geklatscht.

Paul ließ sich alles geruhig aufhängen, und stand endlich da wie ein Hochzeit-Bitter-Stecken.

Hr. v. Hochheim. »Nun der Paul einmal in Pontificalibus ist, müssen wir gleich seine Gesundheit trinken.«

Das geschahe von allen Gästen, und Paul bückte sich demüthig, nahm sein Glas, und brachte wieder aus: »Alle gnädige hochadeliche Herrschaften, »die mir heute die Ehre thun, in meinem Hause zu »essen, und mich eben alle so gnädig beschenkt ha»ben!« Und das tranken wir alle mit; und darauf legte Paul seine Geschenke bey Seite, und schüsselte wieder Kartoffeln auf.

Hr. v. Saalbader. »Mais Monsieur *Asmus*, comme je vous vois grand Mecenas du genre humain, agreez ma felicitation sur la suppression des Ordres religieux, qui se fait presque par tout à present. C'est pourtant un manoeuvre vraiment sage!«

Asmus. »Freylich können überhandnehmende Mißbräuche und Umstände eine Aenderung nothwen-

dig, und zu einer sehr weisen und väterlichen Maaßregel machen.«

Hr. v. Saalbader. »Aber die Orden und Klöster sind in sich Unsinn und Affenspiel.«

Asmus. »In sich? — Da sind wir nun verschiedener Meinung, Herr v. Saalbader.«

Hr. v. Strahlen. »Wie wollten sie wohl Orden und Klöster rechtfertigen, Herr Asmus?»

Asmus. mich dünkt, gnädiger Herr, eine Gesellschaft von Menschen, die ihre Ruhe und ihr Glück in dieser Welt nicht finden, und es deswegen in einer andern suchen, eine solche Gesellschaft, wenn sie mit Ernst und Wahrheit fährt, ist sehr respectabel; und wenn jemand, der Geld hat und es weggeben kann, einer solchen Gesellschaft eine Gelegenheit macht, wo sie abgesondert und um die nothwendigen Bedürfnisse unbekümmert leben kann; so wüßte ich nicht, was dagegen zu sagen wäre.«

Hr. v. Saalbader. »Wenn nun alle Menschen ins Kloster gehen wollten?«

Asmus. »Wenn?—— Wenn nun allen Menschen statt des Odems eine Lohe zum Munde aus- und einführe? — So würden die Pulvermühlen vor der Hand müssen stille liegen.«

Hr. v. Saalbader. »Aber der Geschmack am Klosterleben ist doch ehemals ziemlich allgemein gewesen; wenn nun alle Menschen ins Kloster gehen wollten?«

Asmus. »So brauchte es gar keines Klosters, Herr v. Saalbader; denn die Klöster sollen eben

die Menschen, die Klostergesinnungen haben, von den übrigen absondern, die sie nicht haben.»

Hr. v. Saalbader. »Was sollen denn aber die dicken Bäuche?»

Asmus. »Die sollen arbeiten, Herr v. Saalbader. Wir reden hier aber von wahren Klosterleuten.«

Hr. v. Saalbader. »Auch die könnten bey Manufacturen gebraucht werden.«

Asmus. »Das könnten sie freylich. Aber unser Leben hier ist doch kein bloßes Manufacturwesen, und das Ende der Welt keine Frankfurter Messe.«

Hr. v. Saalbader. »Was wollen denn aber die Klosterleute eigentlich?«

Asmus. »Das werden sie vermuthlich wissen, und ihre Stifter werden es gewußt haben.«

Hr. v. Saalbader. »Die waren ja alle die größten Narren von der Welt.

Asmus. »Alle, meinen Sie Herr v. Saalbader? Wer wollte so hart seyn. Es möchten doch einige Orden-Stifter gewesen seyn, die keine Narren waren.«

Hr. v. Saalbader. »Ja, was wollten denn die Narren? Was suchen sie?«

Asmus. »Ich habe ihnen schon gesagt: Ruhe und Glück für sich.«

Hr. v. Saalbader. »Die liegen ihnen ja vor der Nase. Qu'ils jouissent de la vie, qu'ils goutent les douceurs que la nature nous offre de toutes parts, qu'ils boivent, qu'ils mangent, qu'ils

se livrent aux transports de l'amour et des autres belles passions et cetera; mais Notabene avec de la moderation c. a. d. sans se degouter et sans nuire à la santé. Voila le vrai bonheur, il n'y a pas d'autre! Et c'est l'avis des hommes les plus eclairés en France.«

Asmus. »Es giebt in Frankreich sehr verständige Leute, Hr. v. Saalbader; die Ihnen das aber gesagt haben, das sind nicht die rechten gewesen. Uebrigens liegt das Glück, das Sie im Sinne haben, würklich wie Sie sagen vor der Nase, und ist nicht zu vermuthen, daß irgend ein Mensch es übersehen werde, noch übersehen habe.«

Hr. v. Strahlen. »Der alte Mann da wird so blaß aussehen. Alter, wie gehts? Ist Euch kalt?«

Jost. »Ja, gnädiger Herr, ja, kalt! Das Fleisch hab ich alles herab gelebt, und nun frieren die Knochen mir immer so.«

Hr. v. Saalbader. »Und nun vollends die Nonnenklöster! Quelle Betise, de maltraiter ainsi les plus belles et les plus aimables creatures!

Ah, que je serois prét à rendre justice á leur beauté!«

Asmus. »Sprechen Sie nicht so, Herr v. Saalbader. Vielleicht sind Sie darum ein Edelmann, weil Ihr Urgroßvater seiner Zeit ein unschuldiges Mädchen großmüthig vom Verderben errettet und im Guten erhalten hat.«

Hr. v. Saalbader. »Ha ha ha, un Gentilhomme pour avoir sauvé — — ! C'est drole.

Asmus. „Ich glaube, daß Ihnen das in Ernst lustig dünkt; aber das ist eben der Fehler, Herr v. Saalbader, und ist für Sie nicht gut, glauben Sie mir.

Ihnen behagt das Gefühl der groben sinnlichen Liebe so sehr. Sie sollten die bessere Liebe kennen, und das Gefühl von Großmuth und Edelmuth; das kommt noch ganz anders! Und es hält länger. Wenn Ihnen 'nmal, wie dem alten Jost, die Knochen erst immer so frieren; sehen Sie, denn gelten Ihre Bonmots nicht mehr. Aber edel und gut gewesen seyn, das gilt denn noch, und wärmt und öhlt die Knochen von innen heraus.

Verführen Sie nie ein Mädchen, Herr v. Saalbader, Sie sind ein Edelmann; und so muß Ihnen ein jedweder Vater 'n Freund seyn, und ein jedes Mädchen ist die Tochter Ihrer Freundin! Wofür wären Sie sonst ein Edelmann?«

Hr. v. Saalbader. »Zum Henker, was ist denn ein Edelmann?«

Asmus. »Es war in einem Lande ein Mann, der sich durch hohen Sinn, durch Rechtschaffenheit, Uneigennützigkeit und Großmuth über alle seines Gleichen erhob, und um alle seine Nachbarn verdient machte; dieser Cirkel war aber nur klein und weiter hin kannte man ihn nicht, so sehr man sein bedurfte. Da kam der Landesherr, der mit der goldnen Krone an seiner Stirn, und nannte diesen Edlen öffentlich

seinen Angehörigen, und stempelte ihn vor dem ganzen Lande als einen Mann, bey dem Niemand je gefährdet sey, dem sich ein jedweder, Mann oder Weib, mit Leib und Seele sicher anvertrauen könne — und das ganze Land dankte dem Landesherrn, und ehrte und liebte den neuen Edelmann.

Und weil der Apfel nicht weit vom Stamme fällt, und der Sohn eines edlen Mannes auch ein edler Mann seyn wird; so stempelte der Landesherr in solchem Vertrauen sein ganzes Geschlecht in ihm mit, legte ihm auch etwas an Land und Leuten zu, wie Eisenfeil an den Magneten, daß seine wohlthätige Natur, bis er ihn etwa selbst brauche, daran zu thun und zu zehren habe.«

Hr. v. Saalbader. »Auf die Weise könnte ja ein Bürgerlicher ein edler Mann seyn?»

Asmus. »Haben Sie denn daran je gezweifelt?«

Hr. v. Saalbader. »Ich will sagen, es kann einer edel seyn und doch nicht adlich.«

Asmus. »Nicht allein das, sondern es kann auch einer noch adlich seyn, und nicht mehr edel; denn bis der Landesherr den Stempel wieder tilgt, muß Jedermann, aus Achtung für den Landesherrn, den Edelmann für einen edlen Mann ehren, er mags seyn oder nicht.«

Hr. v. Saalbader. »Immer besser. So wäre also der Adel nur eine Fontange, die wieder abgenommen werden kann!«

Asmus. »Natürlich! Das geschieht ja auch in

der Welt. Warum wird einem Edelmann auf dem Echafaut sein Wapen zerschlagen? Der Landesherr kann ja unmöglich einen Edelmann strafen, darum nimmt er zuvor sein Wort zurück und tilgt seinen Stempel wieder.«

Hr. v. Saalbader. »Am Ende hätte denn also ein Edelmann vor dem bürgerlichen edlen Mann nichts voraus?«

Asmus. »Sehr vieles. Dieser muß sich erst Achtung und Vertrauen erwerben, und gilt doch nur immer wo man ihn kennt, bleibt doch nur Privat-Gut; der Edelmann gilt überall, ist currente Münze unter Autorität des Landesherrn, ist öffentliches Gut, daran alle Menschen ein Recht, und zu dem sie alle Vertrauen haben.«

Hr. v. Saalbader. »Und Ahnen und Alter der Familie, die wären denn gar nichts?«

Asmus. »Sehr vieles; oder rechnen Sie das wenig, wenn ein Geschlecht von Vater auf Sohn viele hundert Jahre hindurch die Liebe und die Freude der Menschen, und ein Seegen der ganzen Gegend gewesen ist?«

Hr. v. Saalbader. Mais — alors il vaudroit mieux, se faire Soldat.»

Asmus. »Grade da können Sie die Bestätigung von dem sehen, was ich Ihnen sage.

Sie wissen, alle Officiers haben als Officiers adliche Vorrechte. Nämlich weil, sonderlich in Kriegszeiten, Menschenleben und Glück und Unglück der armen Einwohner viel von ihnen abhängt, und oft

ganz in ihrer Hand ist; so ordneten die Fürsten, daß solche Stellen nur einem edlen Manne verliehen werden könnten.«

Hr. v. Saalbader. »Il y a du Heroique dans cette doctrine.

Mais chere Mama, Vous, qu'en jugez Vous, et ce Philosophe comment vous plait-il!«

Fr. v. Saalbader. »J'enrage, je fremis d'indignation, et je vous defends de l'honorer derechef de Vos reponses. C'est un Talmudiste incarné, il parle comme un ivre, comme un Perroquet, comme un Harang, comme un — «

Asmus. »Gnädige Frau, ich vermuthe aus Ihren Reden, daß Sie unwillig sind. Es wäre mir sehr leid, wenn ich Sie beleidigt hätte, und ich wollte Sie gerne wieder um Vergebung bitten. Aber ich habe weder Ihren Sohn noch Ihren Adel beleidigt, habe Sie auch nicht beleidigen wollen. Und so werde ich mich am Ende über Ihren Unwillen trösten müssen; es wäre mir aber doch lieber, wenn Sie nicht unwillig wären. Es ist das erstemal, daß ich die Ehre habe, Sie zu sehen, und vermuthlich werde ich diese Ehre nicht wieder haben. Besinnen sie sich, gnädige Frau! Ich ehre Ihren Stand; und wenn Sie ihn auch so ehrten, es würde Ihnen ein gut Theil besser zu Muth seyn, als Ihnen itzo ist. Und mich dünkt, Sie sollten darum nicht zürnen, daß ich Ihnen das wohl gönnte.«

Hr. v. Holborn. »Appaisez Vous Madame, il

ne merite pas Votre Courroux, et ce qu'il dit est trés raisonnable.«

Louise. »En Verité, trés raisonnable.«

Hr. v. Strahlen ꝛc.

Fr. v. Mecheln ꝛc.

ꝛc. ꝛc.

ꝛc. ꝛc.

Unke. Zu mir. »Seine Gesundheit! die Frau von Saalbader trinkt sie doch wohl nicht.«

Asmus. »Und wenn sie Niemand trinkt, Unke! so trink ich sie selbst. Es gibt hier aber noch wohl andere Gesundheiten zu trinken. Seht, der Paul hat da was im Sinne.«

Paul. Zu Liese Westen. »Ihr rückt so, Liese; Euch wird das Sitzen sauer, nicht wahr? — Nun, helf Euch Gott, wenn Eure Stunde kommt!«

Körner. »Wie gesagt: allen Schwangern und Säugern fröhliche Frucht und Gedeihen! Aber meine Frau mit eingeschlossen.«

Albrecht Kühnert. »Wie gesagt!«

Hans Westen. »Liese, helf dir Gott, liebe Liese!— Aber steh auf, wenn du nicht länger sitzen kannst.«

Asmus. »Die armen Weiber. Kommt Unke, Ihr stoßt doch auch mit an? aber recht herzhaft.«

Unke. »Mir hält kein Glas bey solchen Gesundheiten.«

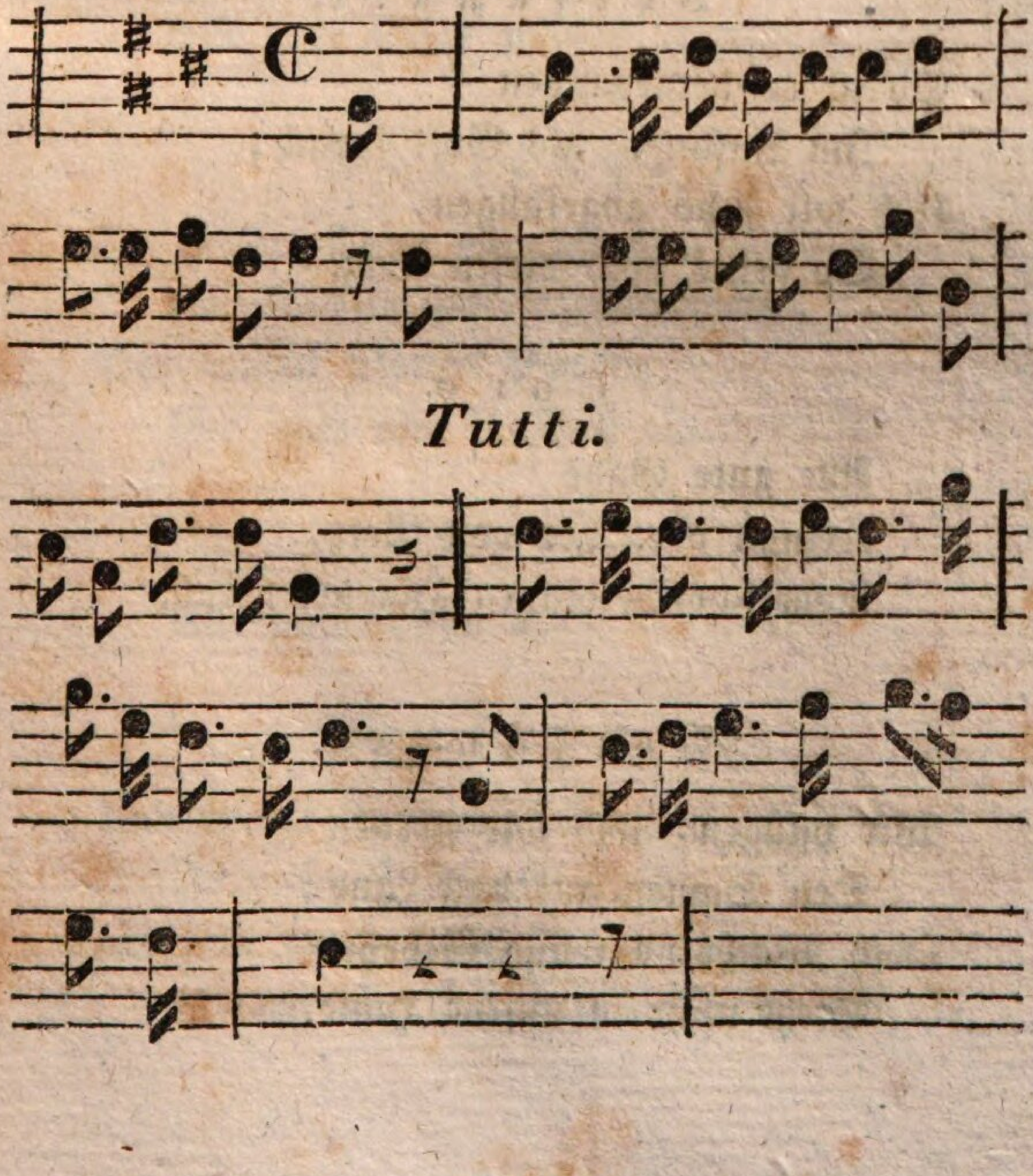
Hr. v. Hochheim. Zu den Bauern. »Ihr Leute, sollen wir nicht unser Bauernlied haben?«

Unke. »Gleich, gnädiger Herr.«

Zu Westen. »Westen, sing vor.«

Sie sangen darauf das Bauernlied, wie folget. Ich weiß nicht, was das Lied für Effekt thut, wenns gelesen wird: aber was es that, als es hier die Bauern sangen, das weiß ich wohl. Und deswegen rathe ich einem jeden, es von solchen Bauern singen zu lassen. Die Musik, sagten sie, sey aus Italien. Ich habe sie da her gesetzt, so gut ich sie behalten habe; 'n jeder mag sie verbessern, oder sich eine andere machen.

Das Bauernlied.



Der Vorsänger, Hans Westen.

Im Anfang wars auf Erden
Nur finster wüst und leer;
Und sollt was seyn und werden,
Mußt' es wo anders her.

Coro. Alle Bauern.

Alle gute Gabe
Kam oben her, von Gott,
Vom schönen blauen Himmel herab.

Vorsänger.

So ist es hergegangen
Im Anfang, als Gott sprach;
Und wie sichs angefangen,
So gehts noch diesen Tag.

Coro.

Alle gute Gabe
Kömmt oben her von Gott,
Vom schönen blauen Himmel herab.

Vorsänger.

Wir pflügen, und wir streuen
Den Samen auf das Land;
Doch Wachsthum und Gedeyen
Steht nicht in unsrer Hand.

Coro.

Alle gute Gabe
Kömmt oben her, von Gott,
Vom schönen blauen Himmel herab.

Vorsänger.

Der thut mit leisem Wehen
Sich mild und heimlich auf,
Und träuft, wenn wir heim gehen,
Wuchs und Gedeyen drauf.

Coro.

Alle gute Gabe ꝛc.

Vorsänger.

Der sendet Thau und Regen,
Und Sonn- und Mondenschein;
Der wickelt Gottes Seegen
Gar zart und künstlich ein.

Coro.

Alle gute Gabe ꝛc.

Vorsänger.

Und bringt ihn denn behende
In unser Feld und Brodt;
Es geht durch seine Hände,
Kömmt aber her von Gott.

Coro.

Alle gute Gabe ꝛc.

Vorsänger.

Was nah ist und was ferne,
Von Gott kömmt alles her!
Der Strohhalm und die Sterne,
Der Sperling und das Meer.

Coro.

Alle gute Gabe ꝛc.

Vorsänger.

Von Ihm sind Büsch' und Blätter,
Und Korn und Obst von Ihm,
Von Ihm mild Frühlingswetter,
Und Schnee und Ungestüm.

Coro.

Alle gute Gabe ꝛc.

Vorsänger.

Er, Er macht Sonnaufgehen,
Er stellt des Mondes Lauf,
Er läßt die Winde wehen,
Er thut den Himmel auf.

Coro.

Alle gute Gabe ꝛc.

Vorsänger.

Er schenkt uns Vieh und Freude,
Er macht uns frisch und roth,
Er giebt den Kühen Weide,
Und unsern Kindern Brodt.

Coro.

Alle gute Gabe ꝛc.

Vorsänger.

Auch Frommseyn und Vertrauen,
Und stiller edler Sinn,
Ihm flehn und auf Ihn schauen,
Kömmt alles uns durch Ihn.

Coro.

Alle gute Gabe ꝛc.

Vorsänger.

Er gehet ungesehen
Im Dorfe um und wacht,
Und rührt die herzlich flehen
Im Schlafe an bey Nacht.

Coro.

Alle gute Gabe ꝛc.

Vorsänger. Coro fällt ein.

Darum, so woll'n wir loben,
Und loben immerdar

Den großen Geber oben.
Er ists! und er ists gar!

Coro, Coro.

Alle gute Gabe ꝛc.

Unke. »Gnädiger Herr, wir haben noch etwas hinten dran gemacht, auf heute; dürfen wir das auch singen?«

Hr. v. Hochheim. »Warum nicht, Unke?«

Vorsänger Westen.

Und Er hat große Dinge
Am Nachbar Paul gethan;
Denn ärmlich und geringe
Trat Paul sein Erbe an.

Coro.

Alle gute Gabe ꝛc.

Vorsänger.

Er hat bewahrt vor Schaden,
Hat reichlich ihn bedacht,
Hat heute ihm aus Gnaden
Ein Jubiley gemacht.

Coro.

Alle gute Gabe
Kömmt oben her, von Gott,
Vom schönen blauen Himmel herab.

Vorsänger.

Und solche Gnad und Treue
Thut er den Menschen gern.
Er seegne Paul aufs Neue,
Und unsern lieben Herrn!

Unke. »Das noch einmal, Westen.»

Vorsänger Westen.

Und solche Gnad und Treue
Thut er den Menschen gern.
Er seegne Paul aufs Neue,
Und unsern lieben Herrn!

Coro.

Alle gute Gabe
Kömmt oben her, von Gott,
Vom schönen blauen Himmel herab.

Der alte Paul saß sehr bewegt, und sahe einen Nachbar nach dem andern an.

»Nachbarn! ich danke Euch! Gott lasse einen

jeden von Euch den Tag auch erleben, und gebe ihm denn auch solche Nachbaren, als er mir gegeben hat. — — — —

Aber laßt uns nun unsre beste Gesundheit trinken. Steht auf, Kinder, und ruft den Knechten, daß sie die Sicheln streichen.«

Herr v. Hochheim merkte, worauf es gemünzt war, und sahe Paul an und schüttelte mit dem Kopf. Der aber hörte nicht drauf.

Hr. v. Hochheim. Zu den Bauern. »Laßts gut seyn, Leute, wenigstens bleibt sitzen.«

Paul. »Nein, gnädiger Herr! Sie sind es werth.«

Steht alle auf Kinder, und nehmt die Hüte ab.

Wir wissen wohl, gnädiger Herr, daß sie unsern Dank nicht verlangen; so sehen Sie weg. Wir wollen ihn hier vor Gott bringen, und der wird nicht wegsehen.«

Unke. »Aufgestanden, wer sich rühren kann! Unsers gnädigen Herrn seine Gesundheit soll getrunken werden.

Westen. »Es wird auch wohl schwerlich einer wollen sitzen bleiben, Unke.«

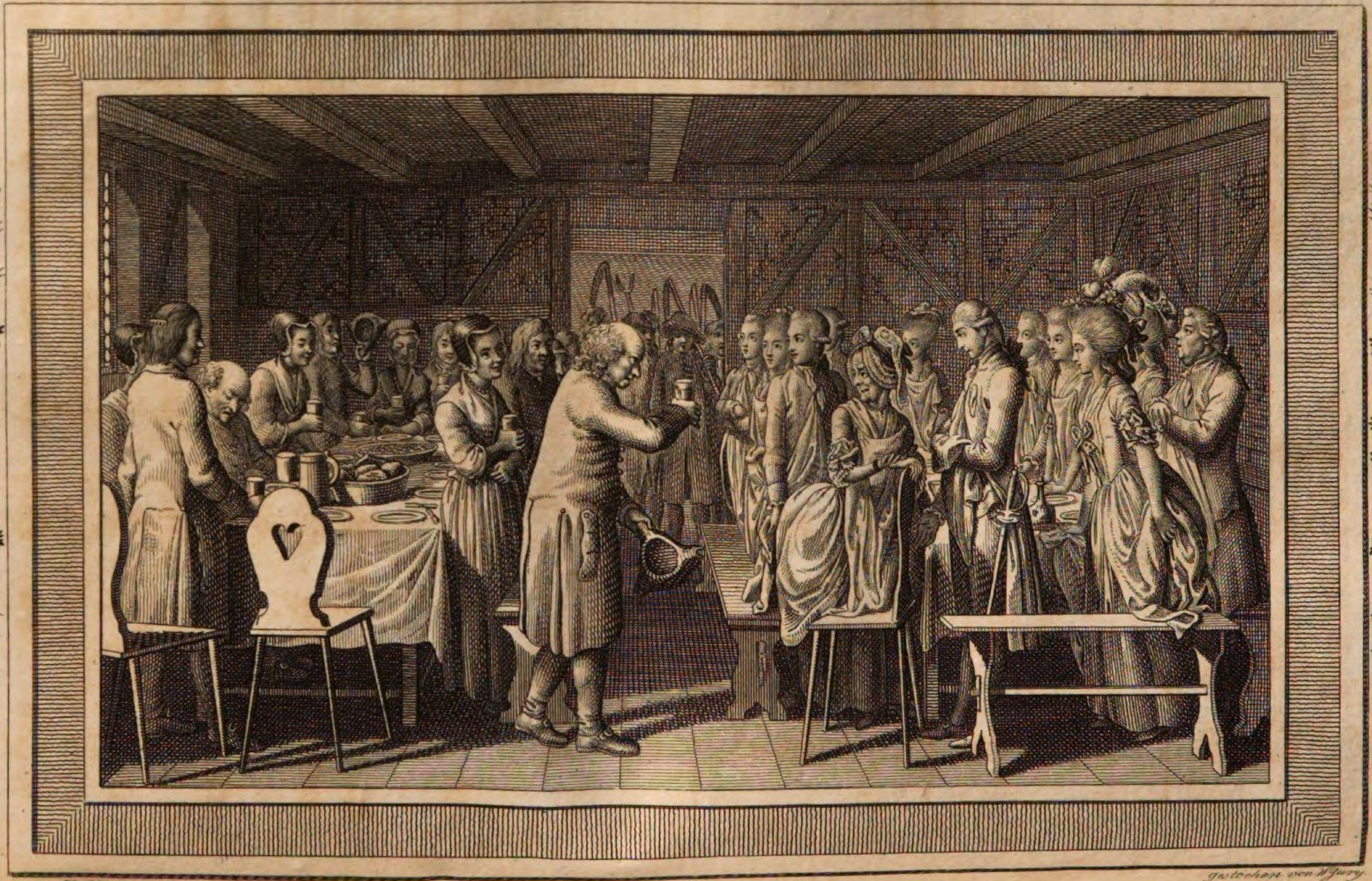
Unke. »Seht, Jost ist eingeschlafen! Laßt ihn. Gott giebts seinen Freunden schlafend; er wird den alten Jost auch schlafend hören. Laßt ihn, und gebt mir sein Glas in die linke Hand.«

Die Bauern standen nun alle mit entblößtem Haupt. Auch am andern Tisch, als wenn die Empfindung epidemisch würde und Recht 'nmal Recht

bleiben wollte, stand einer nach dem andern auf, auch der Herr von Saalbader und seine Mutter. Und die Knechte strichen die Sicheln.

Paul. Mit dem Glase in der Hand. »Nun denn in Gottes Namen. Unsers lieben, guten, frommen gnädigen Herrn von Hochheim seine Gesundheit! — daß Gott Ihm lohne! — und daß Gott Ihn seegne — wie er uns segnet. — — — — — — — — — — — — — — —

Gesundheit! — — Gesundheit! — — Gesundheit! — — — —	Unser lieber Herr! Unser gnädiger Herr! Ich wollte für ihn durchs Wasser laufen.	Unser von Hochheim! und alles was sein ist, hier zeitlich und dort ewig- lich. — —	Gesundheit! und die ewige Seligkeit! — — — — — —	Der gnädige Herr soll leben! und wer rechtschaffen ist und Gott fürchtet!	Freude und Seegen über von Hochheim! und über jeden wahren Edelmann! ꝛc. ꝛc.



nach D. Chodowiecki — gestochen von W. Jury

Vorrede des Uebersetzers. 1782.

Das Buch: Des Erreurs et de la Verité ist ein sonderlich Buch, und die Gelehrten wissen nicht recht, was sie davon halten sollen; denn man versteht es nicht, und man soll doch eigentlich verstehen, was man richten will.

Hin und wieder thut wohl der Verfasser seinen Mund auf und spricht, wie in der Erklärung von dem Ursprung des Bösen, von der Freiheit des Menschen und an verschiednen andern Orten; und da befriedigt er mehr, als was bisher über die Dinge im Umlauf war. Meistens aber geht er wie ein Geist, mit geschlossenem Munde und aufgehobenem Zeigefinger, auf etwas hinweisend da wir nicht von wissen; und seine Winke und Aeußerungen sind allerdings groß und erfreulich wie die Gipfel der väterlichen Berge, aber zu gleicher Zeit so ex-centrisch und wunderbar, daß unsre Vernunft ihren Cirkel nirgend anlegen, und sie nicht zusammenhängen und reimen kann.

Dies nun hat, an und für sich, nichts zu sagen. Denn wenn unsre Vernunft nur in der Wüsten der materiellen Natur einigen Bescheid weiß und geben kann; so geht eigentlich da, wo sie die Zähne blöckt und die Hände übern Kopf zusammen schlägt, das gelobte Land allererst an, und wenn auf dem Acker landesüblicher Gelehrsamkeit die Weisheit nicht wächset, wie das wohl schwerlich der Ackersleute einer im Ernst denken wird; so müssen natürlich Winke und Aeußerungen von ihr wunderbar dünken. Indeß bleibt immer doch vorher die Frage über die Authenticität solcher Winke und Aeußerungen, und man muß freilich nicht gleich für Feuer vom Himmel nehmen, was auch vielleicht nur Irrlicht oder Johannes-Würmchen-Feuer seyn kann.

Viele Leser wollen diesem Verfasser gar kein Feuer zugestehen, sondern nur Rauch, und sie vergleichen sein Buch einem Gemälde, wo der Himmel um und um mit Wolken bedeckt ist. Sie haben dazu ohne Zweifel ihre Ursachen;

übrigens ist die Vergleichung mit dem Wolken-Gemählde gar nicht so übel, und giebt es einige Gemählde dieser Art wo aus den Wolken eine Hand vorkommt, die etwas geben will.

Die Sinnesart eines Schriftstellers: was ihn treibt: was er will: ist über ihn der sicherste und beste Meilenzeiger, den auch gewöhnlich ein jeder, freilich sehr oft nicht zu seinem Vortheil und wider sein Wissen und Willen, für kundige Leser seiner Karte beyfügt.

Ich verstehe das Buch auch nicht; aber, außer dem Eindruck von Superiorität und Sicherheit finde ich darin einen reinen Willen, eine ungewöhnliche Milde und Hoheit der Gesinnung, und Ruhe und ein Wohlseyn in sich. Und das geht einem zu Herzen; wir wollen doch alle gerne wohl seyn, suchen doch alle Ruh und finden sie nicht! Auch giebt es keine Reinheit, keine Ruhe und kein Wohlseyn außer dem Guten.

Mit uns Gelehrten sieht es in diesem Stück sehr zweydeutig aus. Die Gelehrsamkeit mag ehedem ein Ding gewesen seyn, das den Menschen in sich zu Recht setzte, das ihn wandelte und züchtigte, zu suchen und zu haben eine eigne innerliche Herrlichkeit, und zu verschmähen, würklich und von Herzen, die Herrlichkeit des Bassa von drey Roßschweifen; nach dem dermaligen Lauf der Dinge ist sie ein nützliches Hausgeräth, ein honnetter Filz-Hut auf dem Gelehrten, ihn wider Frost und Kälte zu decken, viel oft auch ein Parade-Hut, und zuweilen gar ein Chapeaubas-Hut, mit dem er vor dem Bassa wedelt und sich beliebt macht. Unsre Bücherschreiberey ist eitles Selbstbedürfniß, aus den oder jenen Gründen; eine Kunst, auf der Maul-Trommel zu spielen und das Publikum tanzt! und inwendig sehen Schriftsteller und Leser, Gelehrte und Ungelehrte sich einander ziemlich gleich; denn ob einer auf einen Schnurrbart oder auf eine Metapysik und Henriade eingebildet und ein Narr ist; ob einer über einen größern Kürbis, oder

über die Erfindung der Differential- und Integral-Rechnung hasset und neidet; kurz, ob man sich von seinen fünf Joch-ochsen oder von seiner Polyhistorey am Seil halten und hindern läßt, das scheint im Grunde einerley zu seyn, und nicht zweyerley.

Sonder allen Zweifel wird einer oder der andere Gelehrte bedacht seyn, den Verfasser zu widerlegen. Einmal aber hat schon das Widerlegen an sich seine Schwierigkeiten bey einem Buche, das man nicht ganz versteht; denn wenn man hie und da einige Sätze heraushebt, und sie nach seinem eignen Münzfuß deutet und wie die Worte lauten, so kann gar leicht ein Fehl mit einfließen, und dem Verfasser ein unrechter Sinn angedichtet werden, zumal er selbst ausdrücklich erklärt, daß er oft eins sage und ein ganz anderes meyne, und überhaupt viel im Sinne behalte; und denn so ist des Verfassers seine Hauptlehre: der Mensch mache, sich selbst gelassen und ohne die Leitung der allgemeinen zeitlichen thätigen und verständigen Ursache, wie ers nennt, eitel Irrthum und Thorheit, wisse und vermöge gar nichts ohne sie, so wie mit ihr Alles. Dadurch verliehren denn offenbar auch die allergründlichsten Widerlegungen der Gelehrten allen ihren Stachel, und der beste und zugleich der einzige Weg, etwas auszurichten, wäre wohl der: daß man Fleiß anwendete, diese Ursache, wenn sie da ist, zu erkennen und von ihr geleitet zu werden. Denn alsdann würde man au fait seyn, wäre dem Verfasser gewachsen, und könnte über sein Buch richten und entscheiden, nehmlich ob es sey ein taubes Wetterleuchten, oder ein milder Stern aus bessern Welten.

Doch, wie könnte der Verfasser Recht haben, wie könnten die mancherley Aeußerungen über die Wahrheit in Facto gegründet seyn; wir wissen ja von dem allen, was er äussert und zu verstehen giebt, so gar nichts; sehen auch den Zusammenhang nicht ein?

Man mag noch bessre Gründe dagegen haben, der al-

lein thuts nicht. Denn, Lieber! siehe an die Sonne, wie sie so herrlich und so hell scheint, und kannst du eine Faust voll Strahlen mit den Wurzeln herausreißen, und sehen, wie sie hervorwachsen? Kannst du den Mond mit der Hand fassen, und seinen Saft in deinen Becher drücken? Und siehe! er leuchtet in aller Welt, und feuchtet die Erde und das Meer, und die Fluth kommt die Elbe heraufgebraußt, ob wir ihn sehen oder nicht? Ist uns aber in der materiellen Natur noch vieles verborgen, für die wir den Gebrauch von drey Sinnen haben; wie mögen wir über die immaterielle richten, für die wir nicht den Gebrauch von Einem haben, den der Verfasser die sinnliche Fähigkeit oder den Sinn des Geistes nennt?

Von den menschlichen Wissenschaften denkt und spricht er gar sehr kleinlich. Viel Gönner und Freunde wird er sich nun dadurch nicht machen; bekanntlich ist das aber auch eben kein erhabenes Project, und es giebt wohl noch etwas Klügeres zu thun. Der Schmeichler buhlt um Beyfall, macht die Menschen groß in ihrem Sinn, und sie werden klein; der bessere Mann macht sie klein, auf daß sie groß werden. Ist also schon hier in dem Gange des Verfassers ein Edles, und wer kann sagen, ob er nicht Recht hat? Was er von Isolirung der einzelnen Zweige unserer Wissenschaften, und von Vereinerleyung der verschiedenen Classen der Dinge an Hand giebt, leuchtet augenscheinlich als wahr ein. Sein Grundsatz: daß das Resultat aus und durch das Principium, und nicht das Principium durch und aus dem Resultat erklärt und erkannt werden müsse, und daß die menschlichen Wissenschaften grade darum weil sie umgekehrt verfahren so krüpplich und leblos sind, dürfte mehr Widerspruch finden. Da indeß das Principium doch das erste und das Resultat allererst das zweyte ist: so scheint, beym Resultat anfangen, würklich beym unrechten Ende angefangen zu seyn; und übrigens verräth die so beliebte mathematische Lehrart, daß die Gelehrten selbst den Grundsatz des Ver-

fassers glauben und annehmen, nach ihrer Art. Am Ende können wir Gelehrte wohl über den Werth unserer verschiedenen Wissenschaften unter einander, und über ihren mancherley zeitlichen Nutzen urtheilen; aber über ihren eigentlichen Werth können wir nicht urtheilen, denn wir kennen ja nichts weiter, als sie, und der urtheilt und hält allemal zu hoch von seinem Landsee, wer noch nie das offene Meer gesehen hat.

Doch dies Buch sey, was es wolle; es läßt die Welt-Angelegenheiten und zeitlich Ding unangerührt, und predigt Verleugnung eignen Willens und Glauben an die Wahrheit, predigt die Nichtigkeit dieser Welt, die Blöde und Brechlichkeit der sinnlichen und körperlichen Natur im Menschen, und die Hoheit seiner verständigen Natur oder seines Geistes, und leitet und treibt auf allen Blättern von dem Sichtbaren zu dem Unsichtbaren, von dem Vergänglichen zu dem Unvergänglichen! Und das ist doch nichts Böses, und wer möchte das nicht gerne befördert haben?

Und so habe ich dies Buch übersetzt, und wer es dazu braucht, der thut sicherlich wohl; und wer es zu eitler und thörichter Absicht braucht, der thut nicht wohl, und mag sich besinnen und klug werden.

Wir Menschen gehen doch wie im Dunkeln, sind doch verlegen in uns, und können uns nicht helfen; und die Versuche der Gelehrten, es zu thun, sind nur brodlose Künste. Auch ist das Gefühl eigener Hülflosigkeit zu allen Zeiten das Wahrzeichen würklich großer Menschen gewesen, ist überdem ein feines Gefühl, und vielleicht der Hafen, aus dem man auslaufen muß, um die Nordwestpassage zu entdecken.

Der Mensch hat einen Geist in sich, den diese Welt nicht befriedigt, der die Treber der Materie, die Dorn und Disteln am Wege mit Gram und Unwillen widerkäut, und sich sehnet nach seiner Heymat. Auch hat er hier kein Bleiben, und muß bald davon. So läßt es sich an

den fünf Fingern abzählen, was ihm geholfen seyn könne mit einer Weisheit, die bloß in der sichtbaren und materiellen Natur zu Hause ist. Sie kann ihm hier auf mancherley Weise lieb und werth seyn, nachdem sie mehr oder weniger Stückwerk ist; aber sie kann ihm nicht gnügen. Wie könnte sie das, da es die körperliche Natur selbst nicht kann und sie ihn auf halbem Wege verläßt, und wenn er weggetragen wird, auf seiner Studierstube zurückbleibt, wie sein Globus und seine Electrisir-Maschine?

Was ihm gnügen soll, muß in ihm, seiner Natur und unsterblich wie er seyn; muß ihn weil er hienieden einhergeht, über das Wesen und den Gang dieser körperlichen Natur und über ihre Gebrechen und Striemen weisen und trösten, und ihn in dem Lande der Verlegenheit und der Unterwerfung in Wahrheit unverlegen und herrlich machen; und wenn er von dannen zieht, mit ihm ziehen durch Tod und Verwesung, und ihn wie ein Freund zur Heymath begleiten.

Solch' eine Weisheit wird freylich in keinem Buche gefunden, wird nicht um Geld gekauft noch mit Halbherzigkeit zwischen Gott und dem Mammon. Zeuch deine Schuhe aus, denn da du auf stehest ist ein heilig Land! aber sie ist, das wissen wir; und wer sich des Odems in seiner Nasen bewußt ist, nimmt das zu Herzen, und wenn er sie in der sichtbaren und materiellen Natur und in seinem eignen Dünkel nicht findet, läßt er sich guten Rath warnen, und sucht sie auf einem andern Wege.

Abendlied.

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar.
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weisse Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen? —
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön!
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

Wir stolze Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wissen gar nicht viel.
Wir spinnen Luftgespinnste
Und suchen viele Künste,
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott laß uns dein Heil schauen,
Auf nichts Vergänglichs trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden,
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder froh und fröhlich seyn!

* * *

Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und wenn du uns genommen,
Laß uns im Himmel kommen,
Du unser Herr und unser Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon uns, Gott! mit Strafen,
Und laß uns ruhig schlafen!
Und unsern kranken Nachbar auch

Das Gebet,

das, nach dem Lactanz, ein Engel in der Nacht den Licinius lehrte und es ihn und sein ganzes Heer beten hieß, als er gegen den Maximinus die entscheidende Schlacht pro *aris* et focis halten sollte.

„Summe Deus, te rogamus: sancte Deus, te ro-„gamus: omnem justitiam tibi commendamus: sa-„lutem nostram tibi commendamus: imperium no-„stram tibi commendamus. Per te viuimus, per „te victores et felices existimus. Summe, sancte „Deus, preces nostras exaudi: brachia nostra ad „te tendimus. Exaudi sancte, summe Deus.“

Ist sehr schön, denke ich, und könnts wohl 'n Engel gemacht haben. Auch wirds, denke ich, ein jeder gleich verstehen, wenn er auch sonst kein Latein verstünde.

Ein Lied nach dem Frieden.

Anno 1779.

Die Kaiserin und Friederich,
Nach manchem Kampf und Siege,
Entzweiten endlich aber sich,
Und rüsteten zum Kriege;

Und zogen muthig aus ins Feld,
Und hatten stolze Heere,
Schier zu erfechten eine Welt
Und »Heldenruhm und Ehre. — «

Da fühlten beyde groß und gut
Die Menschenvater-Würde,
Und wie viel Elend, wie viel Blut
Der Krieg noch kosten würde;

Und dachten, wie doch alles gar
Vergänglich sey hienieden,
Und sahen an ihr graues Haar . .
Und machten wieder Frieden.

Das freut mich recht in meinem Sinn!
Ich bin wohl nur fast wenig;
Doch rühm ich drob die Kaiserin,
Und rühm den alten König!

Denn das ist recht und wohlgethan,
Ist gut und fürstlich bieder!
Und jeder arme Unterthan
Schöpft neuen Odem wieder.

Ah, »Heldenruhm und Ehr'« ist Wahn!
Schrei' sich der Schmeichler heiser;
Die Güte ziemt den großen Mann;
Nicht eitle Lorbeerreiser.

Gut seyn, gut seyn, großmüthig seyn,
Vollherzig zum Erbarmen,
Ein Vater aller, Groß und Klein,
Der Reichen und der Armen!

Das machet selig, machet reich,
Wie die Apostel schreiben,
Ihr guten Fürsten; und wird Euch
Nicht unbelohnet bleiben.

Gott wird Euch Ruhm und Ehr' und Macht
Die Hüll' und Fülle geben,
Ein fröhlich Herz bey Tag und Nacht,
Und Fried, und langes Leben.

Und kömmt die Stunde denn, davon
Wir frey nicht kommen mögen,
Euch schlecht und recht, ohn' eine Cron,
Hin in den Sarg zu legen;

So wird der Tod Euch freundlich seyn,
Euch sanft und bald hinrücken;
Und es wird Euer Leichenstein
Im Grabe Euch nicht drücken.

Und wie die Kinder wollen wir,
Die Großen mit den Kleinen,
Um Euch an Eures Grabes Thür
Von ganzem Herzen weinen. —

Nun! seegne Gott, von oben an,
Die Theil am Frieden nahmen!
Gott seegne jeden Ehrenmann,
Und straf' die Schmeichler! Amen!

An die Frau B...r.

Daß du so gut gestorben bist,
Und all dein Leid und alle deine Plagen
Bis in den Tod, wies Gottes Wille ist,
Mit stillem Muth und mit Geduld getragen;
Daß du — O zürne nicht im Himmel, wo du bist!
Ich will nicht loben und nicht klagen;
Ich wollt' es blos an deinem Grabe sagen,
Weil es die reine Wahrheit ist.

Neue Erfindung.

Hab eine neue Erfindung gemacht, Andres, und soll dir hier so warm mitgetheilt werden.

Du weißt, daß in jeder gut eingerichteten Haushaltung kein Festtag ungefeyert gelassen wird, und daß ein Hausvater zulangt, wenn er auf eine gute Art und mit einigem Schein des Rechtes einen neuen an sich bringen kann. So haben wir beide, ausser

den respectiven Geburts= und Namens=Tagen, schon verschiedene andere Festtage an unsern Höfen eingeführt, als das Knospenfest, den Widerschein, den Maymorgen, den Grünzüngel, wenn die ersten jungen Erbsen und Bohnen gepflückt und zu Tisch gebracht werden sollen, und so weiter.

Nun ist wohl wahr, daß der Sommer und sonderlich das Frühjahr viel schön sind. Gleich wenn der Winter=Schnee aufthauet und man den bloßen Leib der Erde zum erstenmal wieder sieht, fängt sich diese Viel=Schönheit an, und geht denn immer mit größern Schritten fort, bis Blumen und Blätter aufgeblühet sind und der Mensch vor dem vollen Frühling steht, wie Gleims Kind vor einem Blumenkorb. Und gewiß lehret uns der Frühling Gott und seine Güte sonderlich; denn, wie Freund Fritz sagt, was so zu Herzen geht, muß aus irgend einem Herzen kommen. Und also sind die Frühlings= und Sommer=Festtage gar sehr am rechten Ort, ich habe nichts dawider. Es ist mir aber doch immer schon vorgekommen, daß im Herbst und Winter auch was zu machen wäre, nur habe ich die Sache noch nie recht ins klare bringen können.

Gestern aber, wie das mit den Erfindungen ist, man findet sie nicht, sondern sie finden uns, gestern als ich im Garten gehe, und an nichts weniger denke, schießen mir mit einmal zwey neue Festtage aufs Herz, der Herbstling und der Eiszäpfel, beyde gar erfreulich und nützlich zu feyern.

Der Herbstling ist nur kurz, und wird mit

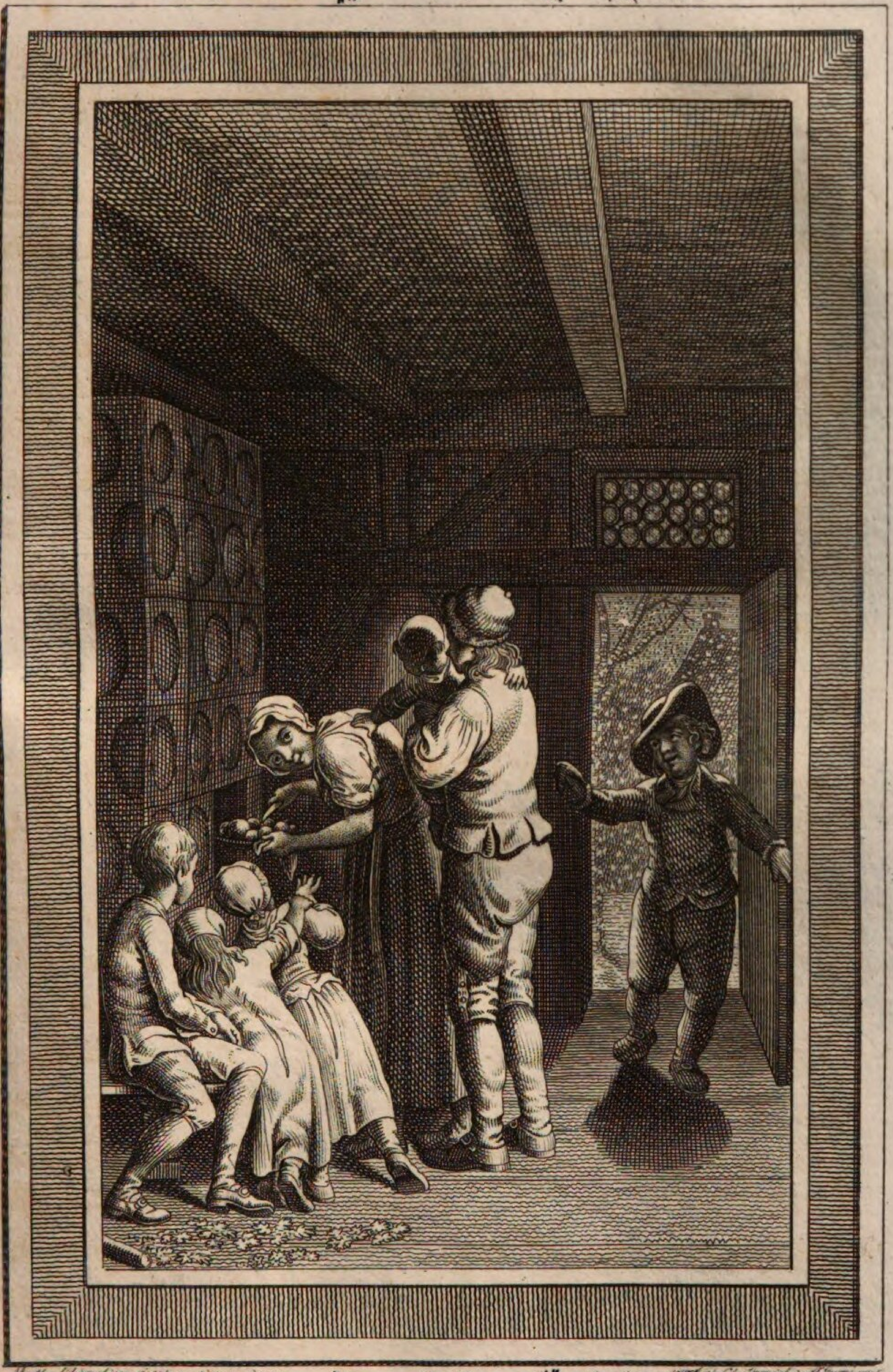
Bratäpfeln gefeyert. Nämlich: wenn im Herbst der erste Schnee fällt, und darauf muß genau acht gegeben werden, nimmt man so viel Aepfel als Kinder und Personen im Hause sind und noch einige darüber, damit wenn etwa ein Dritter dazu käme, keiner an seiner quota gekürzt werde, thut sie in den Ofen, wartet bis sie gebraten sind, und ißt sie denn.

So simpel das Ding anzusehen ist, so gut nimmt sichs aus wenns recht gemacht wird. Daß dabey allerley vernünftige Discurse geführt auch oft in den Ofen hineingekuckt werden muß ꝛc. versteht sich von selbst.

Und so viel vom Herbstling.

Der Eiszäpfel will nun wieder ganz anders tractirt seyn, und hat seine ganz besondere Nücken. Mancher denkt wohl, wenn er Eiszapfen am Dach sieht, könne er nur gleich anfangen zu feyern; aber weit gefehlt, es wird mehr dazu erfordert. Der Eiszäpfel kann durchaus ohne einen Schneemann nicht gefeyert werden, und dazu muß erst Schnee seyn und dann Thauwetter kommen, daß der Schnee-Mann gemacht werden kann, und wenn er gemacht ist und vor dem Fenster steht, muß es wieder frieren, daß Eiszapfen am Dach werden, einer halben Elle lang, nicht länger und nicht kürzer u. s. w. Das sind die Präliminär-Artikel und die conditio sine qua non.

Was sagst du nun? Gelte, das ist 'n intricates Fest! Es geht auch mancher Winter darüber hin,



Math. Claudius fec. Chodowiecki et Jury sculp.

gez. u. Math. Claudius — Chodowiecki gest. v. W. Jury

ohne daß eins zu Stande kommen kann. Wenn nun aber obige Umstände alle eingetreten sind und sonst kein merkliches Hinderniß im Wege ist, so kannst du denn zwischen drey und vier Uhr Nachmittags das Fest angehen lassen, das NB. von Anfang bis zu Ende mit trocknem Munde gefeyert wird. Nach vier, wenns dunkel worden ist, wird eine Laterne in den hohlen Kopf des Schnee-Mannes gethan, daß das Licht durch die Augen und den Mund herausscheint — und denn geht Groß und Klein auf und ab im Zimmer und sieht aus dem Fenster unter den Eiszapfen hin nach dem Schnee-Mann, und denkt dabey an einen andern Schnee-Mann, ein jeder nach dem ihm der Schnabel gewachsen ist, und das ist das höchste Moment der Feyer.

Lebe wohl, lieber Andres, und feyre fleißig alle Festtage und heilige Abende, bis der rechte heilige Abend anbricht.

Den 3. Oktober, 1782.

Dein ꝛc.

Ernst und Kurzweil,

von meinem Vetter an mich.

Ich habe Euch in meiner Antwort unterm 22. ultimi von den »schönen Künsten und Wissenschaften« allbereits gründlichen Bericht gethan, wie ihr Euch noch gütigst besinnen werdet, und, wenn Ihr's etwa vergessen habt, an besagtem Ort nachsehen könnet; will aber gerne ferner dienen, und, wenn's wie Ihr sagt die Nothdurft erfordert, weitern Bericht thun.

Der Inhalt oder der Sinn meines Vorigen lief darauf hinaus: daß z. E. eine Klukhenne, die mit ihren Küchlein in ihrer Einfalt auf dem Hofe herumgeht wenn der Habicht daher geschnellt kommt, ohne alle Anweisung und ohne die Absicht sich hören zu lassen, allemal unfehlbar den rechten Schrey thue.

Nun gab es aber unter den Hühnern des Hofes einige ästhetische Kannengießer, die bemerkt haben wollten: daß eine Henne aus C moll schreye; wenn sie ihre Küchlein unter sich sammlen will, aus A dur; und wenn sie 'n Ey gelegt hat, aus D dur u. s. w.

Diesen schlauen Bemerkungen zu Folge operirten sie nun weiter, und setzten gewisse Ton-Arten und Modulationes fest, wie es lauten müsse wenns so lauten sollte und die andern Hühner glauben sollten: der Habicht komme, oder eine Henne wolle ihre Küchlein unter sich sammlen, oder es sey 'n Ey gelegt

worden u. s. w., und das nannten sie die »schönen Künste und Wissenschaften.“

Die Sache fand Beyfall, und der ganze Hühnerhof studirte die schönen Künste und Wissenschaften, und lernte die Modulations.

Da ereignete sich nun aber ein gewisser Casus vielfältig, den Niemand vorhergesehen hatte. Es ereignete sich nämlich der Casus vielfältig, daß eine Henne aus C moll intonirte ohne den Habicht zu sehen. Und die Capaunen und Pularden schrien und canterten den ganzen Tag aus A dur und aus D dur. Und das gab viel Verwirrung, und ein närrisch Gequick und Wesen.

Du hast Recht, Vetter, es wird in diesen Jahren mit Empfindungen und Rührungen ein Unfug getrieben, daß sich ein ehrlicher Kerl fast schämen muß gerührt zu seyn; indeß wirst du doch

Spaß verstehen, und den Respect für deinen Landesherrn nicht verliehren, weil es auch Pic- und Treff-Könige giebt.

Wahre Empfindungen sind eine Gabe Gottes und ein großer Reichthum, Geld und Ehre sind nichts gegen sie; und darum kanns einem Leid thun, wenn die Leute sich und andern was weiß machen, dem Spinnengewebe der Empfindeley nachlaufen und dadurch aller wahren Empfindung den Hals zuschnüren und Thür und Thor verriegeln.

Will dir also über diese ästhetische Saalbaderey, und überhaupt über Ernst der Empfindung und seine Gebehrde, einigen näheren Bericht und Weisung geben, wenigstens zur Beförderung der ästhetischen Ehrlichkeit, und daß du auch den Vogel besser kennen mögest; denn so hoch auch die schönen Künste und Wissenschaften getrieben sind, so haben doch Ernst und Kurzweil jedwedes seine eignen Federn.

Meine Weisung ist kurz die, daß Ernst Ernst sey und nicht Kurzweil, und Kurzweil Kurzweil sey, und nicht Ernst. Die Sache wird sich aber besser in Exempeln abthun lassen; und zwar will ich die Exempel an dir statuiren, da du doch ohne dein Verschulden bei vielen in dem Verdacht der Poeterey stehest, und sie dich für einen erzempfindsamen Balg halten sollen.

Zum Exempel also, du führest mit Extrapost durch 'n Dorf oder Flecken, und der Postillion fiele unter die Pferde und bräch's Bein, wie wir ja auf unsern Reisen den Fall gehabt haben. Nun, so

sitz nicht auf dem Wagen und wimmere wie 'n Elendsthier, kriege keine Convulsion, uud reiß dir auch die Haare nicht aus; sondern steige flugs aber vorsichtig herunter, bringe den Schwager unter den Pferden heraus und siehe, ob das Bein würklich ab ist. Und wenn es damit seine Richtigkeit hat, so suche den Feldscheer im Ort auf, zahl ihm, wenn du willst und kannst, die Taxe für den Beinbruch und noch etwas darüber, daß er's fein säuberlich mache; und komme denn ohne alles Weitere zu deinem Schwager zurück, und blase ihm eins auf seinem Horn vor, bis der Feldscheer nachkommt.

Eine andere Auflösung.

Scene: Ein Hügel in Schlaraffenland.

Du stehst da hier auf dem Hügel mit offenem Munde, und es will dir eine gebratene Taube hineinfliegen, und du willst das nicht haben.

In solchen Umständen könntest du nun freylich die Sturmglocke in Schlaraffenland anziehen, daß alle Leute mit Leitern und Ofengabeln kämen, und gegen die gebratene Taube aufmarschirten. Du kannst aber viel kürzer dazu kommen. Mach's Maul zu; so kann sie nicht hinein.

Die alten Lateiner pflegten die Sache so auszudrücken:

Quod fieri potest per pauca,
Non debet fieri per plura.

Drittes Exempel.

Scene: der 65ste Grad nördlicher Breite.

Die See ist sehr stürmisch, wie du siehst, und das Schiff linker Hand leidet große Noth und will sinken. Du bist mit auf dem andern Schiffe und siehst die armen Nachbaren die Hände ausstrecken und um Hülfe schreyen. Bist du nun ein ästhetischer Seifensieder, so setz' dich hin und mache: eine Elegie auf den Untergang des andern Schiffs, samt wie die Leute geschrieen und was dein Herz für Mitleid gefühlt habe u. s. w. Ist's dir aber Ernst mit dem Mitleid, so geh' und bitte den Schiffer, daß er das Boot daran wage. Hängt den Poeten am Mast, daß er Euch nicht im Wege sey, wenn Ihr's Boot aussetzt, und steige flugs und fröhlich mit einigen Matrosen hinein, die armen Leute zu holen.

Der dir den Muth dazu gab, wird dich auch glücklich durch Sturm und Wellen hin und her helfen.

Viertes Exempel.

Stellt das Haus eines berühmten Gelehrten vor, und der bist du wieder, versteht sich, und die beyden Herren vor der Thür wollen gern die Ehre haben, dir aufzuwarten.

Unter uns gesagt, 's ist eine Schwachheit von den beiden Herren, daß sie den berühmten Gelehrten sehen wollen, denn was ist an so einem armen Sünder zu sehen? Indeß sie wollen dich sehen, und du mußt heraus.

Nun suponire ich: Du bist demüthig oder willst es doch gerne seyn. Denn wenn du ein vorzüglich aufgeblasener Mensch bist; so kannst du für dich bleiben, und ich werde wohl meine Exempel mit dir nicht verderben. Also du hast Demuth lieb, und

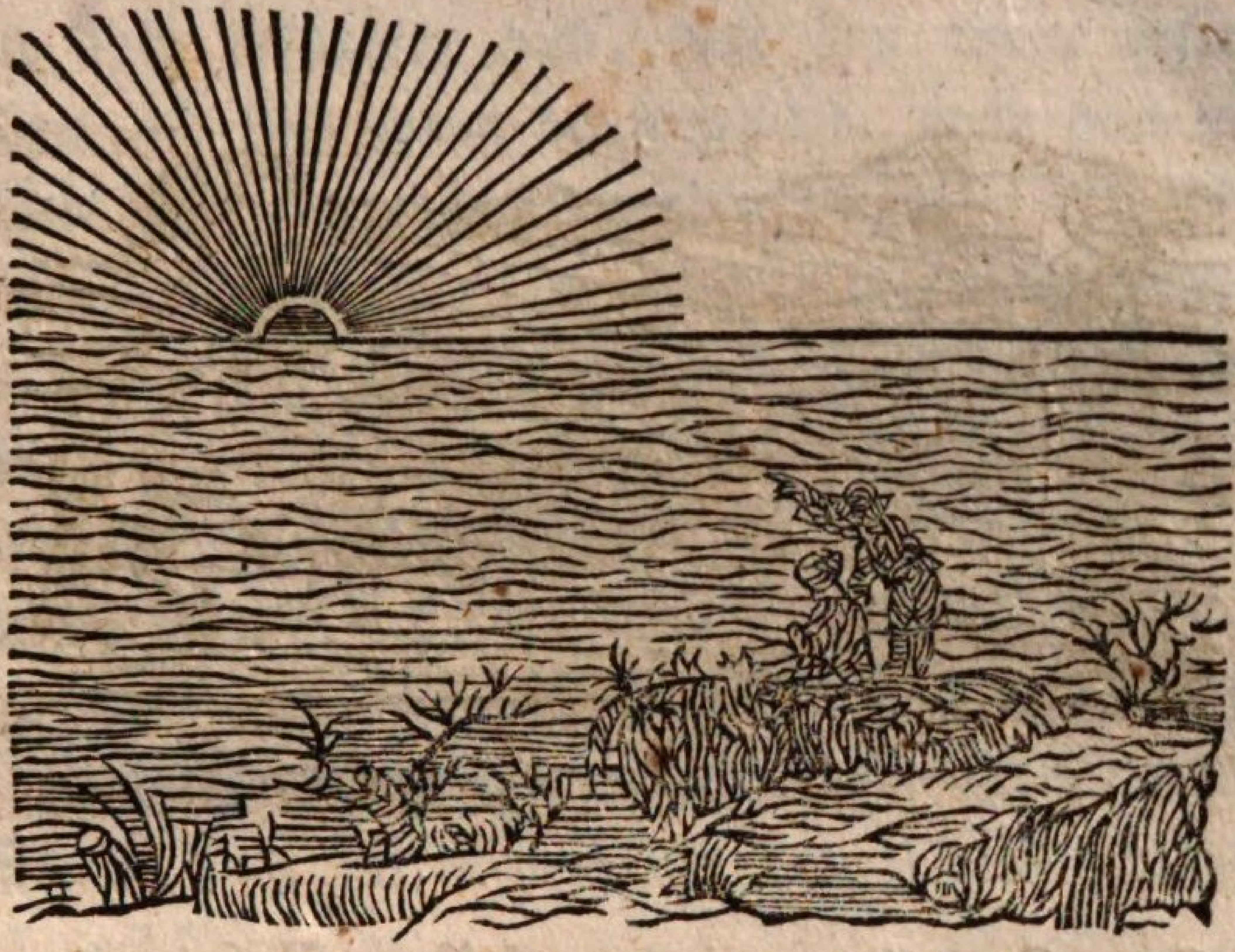
es ist die Frage: wie du dich zu comportiren habest, wenn's dein Ernst ist.

So viel begreifst du vorläufig, daß du nicht immer stehen und dir den Bart streichen mußt. Uebrigens kommt es mir lustig vor, daß ich dir vorschreiben soll, wie du aussehen mußt, wenn die beiden Herren hereintreten; und will ich lieber einen Ausfall thun nach einer andern Seite hin. Sieh, man kann eine Tugend lieben und sie auf gewisse Weise auch haben; aber sie ist noch nicht feuerfest. Unter den und jenen Umständen wankt sie und bröckelt ab, und der Feind kuckt durch die Bresche in die Festung. So kannst du nach unserm Exempel zwischen deinen vier Wänden und in deinem Lehnstuhl Demuth haben; du kannst würklich überzeugt seyn, daß dies und das nichtsbedeutende Dinge sind, wovon die Menschen viel Aufhebens machen; daß nur Eins sey das wahrhaftig lobenswerth ist, und daß grade dabey Menschenlob am leichtesten entbehrt werden kann u. s. w. Du kannst, sage ich, davon in deinem Lehnstuhl überzeugt seyn, und mit Ehren herauskommen. Wenn dir aber die beyden Herren mit tiefen Verbeugungen erzählen, wie der Schweif deines Ruhms sich von Zenith bis Nadir erstrecke; wenn sie eine Handvoll Räuchwerk nach der andern vor dir abbrennen; so kann von dem langen Schweif und von dem vielen Rauch deiner Ueberzeugung der Kopf schwindlicht werden. In solchem Fall pflegt man nun den ersten den besten Strohhalm von der Erde aufzuheben, um dem Feind eine Di-

version zu machen. Wenn du also merkst, daß dir dein Concept verrückt werden will, so erzähle ihnen geschwind von dem großen Horn, das in der Unstruth gefunden worden, oder von dem großen Banquerot in Bassora und daß die Banquerots gewöhnlich daher kommen, daß mehr ausgegeben als eingenommen wird, u. s. w. Du mußt aber, damit keine Schelmerey daraus werde, so bald die beiden Herren weg sind, mit doppeltem Ernst daran gehen, durch neue Verhacke und Pallisaden ähnlichen Unglücksfällen vorzubeugen.

Hast du das alles nicht nöthig; desto besser für dich und auch für die zwey Herren. Denn wahre unverstellte Demuth ist sehr lieblich, und wenn sie dir je in deinem Leben vorgekommen ist, mußt du ihre Gebehrde noch in frischem Andenken haben.

Fünftes Exempel.



Ponamus, der da auf der Anhöhe im Morgendämmer bist du und siehst hinaus ins Meer, und nun steigt die Sonne aus dem Wasser hervor! — Und das rührte dein Herz, und du könntest nicht umhin auf dein Angesicht niederzufallen; . . . so falle hin, mit oder ohne Thränen, und kehre dich an Niemand, und schäme dich nicht. Denn sie ist ein Wunderwerk des Höchsten, und ein Bild desjenigen, vor dem du nicht tief genug niederfallen kannst. Bist du aber nicht gerührt und du mußt drücken, daß eine Thräne komme; so spare dein Kunstwasser, und laß die Sonne ohne Thränen aufgehen.

Sechstes Exempel.

Der Kerl da mit der spitzen Nase war vor Jahren dein Nachbar, hat dir ohne deine Schuld alles gebrannte Herzensleid angethan, und hat durch Lügen und Trügen dich um Haus und Hof gebracht. Du hast 'n Haus wieder, er aber hat keins, wie es auch gewöhnlich zu gehen pflegt — und nun triffst du ihn hier in Schnee und Regen auf der Landstraße bettelnd, und sein Weib und seine Kinder liegen halb nacket im Graben.

Kannst du ihm nicht vergeben und vergessen; nun so reite vorbey und sieh nicht hin. Denkst du aber in und bey dir selbst, daß der Beleidiger immer am übelsten daran ist, und daß du willfährig seyn sollst deinem Widersacher bald dieweil du bey ihm auf dem Wege bist; denkst du, wie viel uns Gott vergeben muß, und du siehst seine Sonne über

dir und ihm am Himmel stehen, und dir fährts durchs Herz; — nun so fas'le auch nicht und mach's ihm nicht sauer. Geh auf ihn zu, gieb ihm die Hand und erkundige dich, wie ihm könne geholfen werden. — Und wenn du weggehst, decke das Weib und die Kinder mit deinem Mantel zu.

Nun Vetter, Gott bewahre dich für einen Nachbar, der so viel Böses thue und dir so viel Verdruß mache. Aber glaube mir, wenn du ohne Mantel weiter reisest, es ist alles reichlich bezahlt, und mancher würde dich beneiden, wenn ers wüßte, und sich wundern was in der Großmuth stecke. Und doch hat er vielleicht 'n ganzes Alphabet in Prosa und in Versen von der Großmuth und Feindesliebe ans Licht gestellt.

Leichtfertige Schriften die 'n Verderb der Welt sind, gerathen gewöhnlich am besten, weil ihre Verfasser diese Empfindungen haben, und mit sogenannter Begeisterung schreiben. Wenn sie aber Empfindungen andrer Art schreiben wollen, so wills nicht fort, und sie müssen sich hineinsetzen, wie das genannt wird. Verdirb du dir deine Zeit nicht mit dem hineinsetzen. Wenn ein großer edler Charakter was Liebenswürdiges und Schönes ist; so laß dirs sauer um ihn werden. Es ist 'n ander Ding: einen zu haben, als: einen aufs Papier und auf den Theater hinzuklecksen, und wenn du noch so gut und con amore klecksen kannst.

Quae professio, sagt ein Kirchenvater, multo melior, vtilior, gloriosior putanda est quam illa

oratoria, in qua diu versati non ad virtutem, sed plane ad argutam malitiam juuenes erudiebamus.

* * *

Ich könnte dir der Exempel bald mehr machen, aber Holzschnitte kosten Geld, und du kannst sie dir eben so leicht selbst machen.

Uebrigens wirst du an diesen Ernst- und Kurzweil-Exempeln bemerkt haben: Erstlich daß Ernst ganz natürlich sey.

Und so ist es denn auch. Die wahrsten Empfindungen sind immer die allernatürlichsten, auch in der Religion. Denn es giebt auch in der Religion Kurzweil und Ernst.

Zweytens wirst du bemerkt haben, daß wahre Empfindung an und in sich selbst genug habe, und die Thür ihres Kämmerleins hinter sich zuschließe; daß Kurzweil hingegen nach aussen handthiere, und Thür und Fenster öffne.

Und so verhält es sich in Wahrheit auch mit den Höhern Empfindungen. Und wo so nach Menschen-Beyfall geangelt wird, da ists nicht recht rein und richtig.

Auf den Tod der Kaiserin.

Sie machte Frieden! Das ist mein Gedicht.
War ihres Volkes Lust und ihres Volkes Seegen,
Und gieng getrost und voller Zuversicht
Dem Tod als ihrem Freund' entgegen.
Ein Welt-Erobrer kann das nicht.
Sie machte Frieden! Das ist mein Gedicht.

Schönheit und Unschuld.

Ein Sermon an die Mädchen.

Eigentlich sollte Schönheit unschuldig und Unschuld sollte schön seyn, aber in der Welt sind es verschiedene Dinge; und weil ich diesen Sermon in der Welt halte, muß ich mich wohl bequemen.

Schönheit also ist Schönheit des Leibes, 'n Paar Taubenaugen, 'n Gesichtlein wie Milch und Blut und ein gewisser Zaubervogel Colibry, der, wie die närrischen Poeten schreiben, an den Taubenaugen und an dem Gesichtlein sitzt und nistet wie die Schwalben an der Mauer. Unschuld hingegen wohnt im Gemüth und ist eine himmlische Gestalt, die mit Luthern Gott fürchtet und liebet daß sie keusch und züchtig lebe in Gedanken, Worten und Werken, die kein Arg daraus hat, von sich und der Welt nichts weiß und sich auf nichts einläßt.

Der Colibry findet gewaltig vielen Beyfall, und die Mädchen wollen ihn alle gerne haben und laufen ihm nach. Aber, Ihr lieben Mädchen, aber — wir wollen's einmal überlegen.

Was ist Schönheit des Leibes? — 's ist doch nur Schönheit des Leibes, Glanz einer Zitternadel darin kein edles Gemüth großen Werth setzen kann. Du hast sie dir nicht gegeben und du magst sie dir nicht erhalten, 'n Paar Jahre weiter und sie ist dahin. Zweitens schafft und nützt sie im Hause nicht viel. Du kannst mit einem Gesichtlein wie Milch und Blut keinen bessern Braten machen, kannst mit Taubenaugen dein Kind micht besser waschen und kämmen; und die Ehen werden doch nicht im Monde sondern im Hause geführt. Auch ist Schönheit nicht 'nmahl das was eigentlich Liebe macht. Den Kopf kann sie wohl verdrehen, aber wahre herzliche Liebe ist an sie nicht gebunden. Sieh deine Mutter an; sie ist nicht mehr schön, und doch liebt sie dein Vater so herzlich und trägt sie in seinen Augen.

Also 'n Ding, das in sich keinen Werth hat, das nur kurz währet, das im Hause nicht sonderlich nützt und nicht eigentlich Liebe macht: so 'n Ding ist die Schönheit. Mehr ist sie nicht, und Ihr müßt mir nicht böse seyn Ihr schönen Mädchen, daß sie nicht mehr ist. — —

Ich möchte Euch darüber so gerne recht capitelfest machen. Denn sie werdens Euch anders sagen, werden um Euch stehen und liebkosen und bewundern. Und das möchte Euch bethören, hoch von der

Schönheit zu halten und auf eine Scheinlampe hinter ihr und andere Machinerien bedacht zu werden; und das wäre Schade um Euch! Schönheit und Unschuld sind wie die beiden Schaalen einer Wage; so wie die eine in Eurem Gemüth steigt, fällt die andre. Und das wissen die Liebkoser zum Theil, und erheben eben deswegen vor Euch die Schaale mit der Schönheit so hoch, daß die andere mit der Unschuld allgemach sinke. Einige helfen wohl gar noch nach, und suchen Euch Keuschheit und Zucht als Alfanz und Aberglauben vorzuspiegeln. Aber, fliehet den Mann, der das thut! Und wenn er mit Gold und Perlen behangen wäre, er ist 'n Bösewicht. Ist eine giftige Klapperschlange! Die Natur zwar hat ihn mit der Klapper verschont, weil sie sich auf seine Gaben und Discretion verließ; aber er war der Großmuth nicht werth und sollte eine tragen, und ich thäte sie ihm gern in seinen Haarbeutel, oder hieng ihm eine ans Ohr, daß er vor sich warne wo er hinkömmt.

Unschuld des Herzens ist das Erbtheil und der Schmuck des Weibes. Und wisset, Unschuld hat ihren eignen Engel, der hinter Euch hergehet und über Euch wacht, so lange Ihr unschuldig seyd. Erzürnet ihn nicht! und glaubet für ganz gewiß, daß wenn er von Euch weichet, Euer Glück von Euch gewichen ist.

Mädchen, ich weiß was Ihr werth seyd! Und was Ihr dem Manne seyn könnet, wenn Ihr's vorzieht und Euch entschließt eines Mannes zu werden. Ihr seyd ihm eine edle Gabe Gottes, und er lebt

des noch eins so lange; er sey reich oder arm, so seyd Ihr ihm ein Trost und machet ihn allezeit fröhlich. Ihr seyd Bein von unsern Beinen und Fleisch von unserm Fleisch, und darum bewegt sich mein Herz in mir wenn ich Euch ansehe und an Euch denke. . . .

Nun, Ihr seyd in der Welt und müsset durch, was auch Euer Beruf sey. Gehet in Friede, und seht nicht viel umher.

Und der Engel der Unschuld begleite Euch!

Kleine Geschichtchen,

samt was man daraus lernen soll.

Es war 'nmahl ein König in Persien, der hieß Kulichan, 'n rechter Unhold gegen die Menschen. Den Mogoln, seinen Nachbarn fiel er ins Land, und nahm ihnen alles weg was sie hatten und schleppte es nach Persien.

Die eroberten Schätze machten ihn nicht besser, und er wüthete noch ärger wie vor. Als ers nun gar arg machte, vergaßen einige Große des Landes ihrer Pflicht, machten einen Aufruhr und setzten ihm das Messer an die Kehle. Da hätte ers gerne besser gehabt und schrie und flehte: »Barmherzigkeit, Barmherzigkeit.« Die Anführer aber gaben ihm zur Antwort: »Du hast in deinem Leben keinem Menschen Barmherzigkeit gethan; so soll dir, Hund, auch keine

wiederfahren.« Und damit fuhr das Messer durch die Kehle.

Was soll man daraus lernen?

Antwort. Daß man Barmherzigkeit thun soll, ehe das Messer an der Kehle sitzt.

* * *

Es war 'nmal ein ich weiß nicht wer, der war ich weiß nicht wo, und wollte sehen ich weiß nicht was.

Voll so arg ists nicht, aber sehr viel weiß ich doch würklich von den Geschichtchen nicht das ich erzählen will. Also

Es war 'nmal ein Europäer, der war in America und wollte den berühmten Wasserfall eines gewissen Flusses sehen. Zu dem Ende handelte er mit einem Wilden daß er ihn hinführte, denn das Land war ungebaut und es giengen da keine ordinari- noch Küchen-Posten. Als die beiden ihren Weg vollendet hatten, und an den Wasserfall hinkamen — machte der Europäer große Augen und untersuchte, und der Wilde legte sich so lang er war auf sein Angesicht nieder, und blieb so eine Zeitlang liegen. Ihn fragte sein Reisegefährte: wozu und für wen er das thue? Und der Wilde gab zur Antwort: für den großen Geist.

Was soll man daraus lernen?

Antwort. Den Unterschied zwischen Natur und Kunst.

* * *

Es war 'nmal ein kleiner Conrad, des alten Conrads Sohn, der wollte sein väterliches Reich Sicilien, das der dritte Mann einem andern gegeben hatte, mit Gewalt wieder nehmen: verlohr aber die Schlacht gegen den andern, Carl genannt, und ward gefangen, und ein Prinz Friederich, der aus Vetter- und Freundschaft mit ihm gezogen war, desgleichen. Carl ließ beide zum Tode verurtheilen, und das Urtheil ward auf dem Markt zu Neapel vollzogen. Friederich von Oesterreich mußte zuerst herhalten, und Conradino, der circa 17 Jahr alt war, sahe zu, nahm den abgehauenen Kopf seines Freundes von der Erde auf, und küßte ihn, und ward denn auch enthauptet. Uebrigens war es der letzte der Hohenstaufen.

Was soll man daraus lernen?

Antwort. Daß man kein Hohenstaufe seyn soll.

* * *

Es war 'nmal ein Polycarpus, der war ein Christ, und zugleich Bischof von Smyrna, und den verfolgten deswegen die Heiden, und schleppten ihn vor den Richter, daß er verbrannt würde, und der Richter that ihm den unverschämten Antrag, daß er Christum lästern sollte. »Ich diene ihm nun Sechs »und Achtzig Jahre, antwortete Polycarpus, und »er hat mir kein Uebels gethan. Wie sollt ich denn »meinen Herrn und Heiland lästern?« Indeß war

er's gerne zufrieden, daß er verbrannt würde, und das geschah denn auch.

Was soll man daraus lernen?

Antwort. Daß das eine gute Herrschaft seyn muß, für die man nach Sechs und Achtzigjährigem Dienst noch gerne durchs Feuer gehen will.

Der geneigte Leser wird vielleicht bemerkt haben oder noch bemerken, daß ich in diesem Theil etwas gelehrter bin als in den vorigen Theilen. Das kommt von den Stunden her, die mein Vetter von Zeit zu Zeit mit mir hält. Damit man seine Methode sehe, will ich doch eine zur Probe hersetzen.

⁂ ⁂

»Guten Morgen, Herr Vetter.«

»Guten Morgen. Hast du gut geschlafen?«

»Recht gut.«

»Nun so wirst du gestern vernünftig gelebt und beschlossen haben?«

»Ich hoffe ja.«

»Dabey bleib. Es hat's kein Mensch mehr Vortheil als du.«

»Komm, setze dich her. Wollen Gott danken, daß wir gut schlafen können.«

»Aber ich habe um Mitternacht geträumt.«

»Das hast du gut gemacht. Sieh, grad so ist das menschliche Leben. Davon sind auch Anfang und

Ende nur natürlich, und die Mitte ist Rausch und Traum!«

»Das übrige Morgen. Gehab dich wohl.«
— — — — Heda, komm zurück.«

»Αγεομετρειτοσ μη εξιτο!«

»Sieh, da steht ein Hut Zucker unter der Bank, den ich nach dem Frieden gekauft habe. Faitez moi la grace cher Cousin, d'en en couper le dessus, und gibs mir her. — Und nun sag mir aus dem Rumpf: wie lang das Stück ist, das du mir gegeben hast.«

»Das ist ja leicht.«

»Wenn du's noch weißt, freylich. Wenn man's weiß, ist Alles leicht, und wenn man's nicht weiß, Nichts. Weißt du's denn aber?«

»Ist die verlangte Länge nicht, die vierte Proportional-Größe minus der Höhe des Rumpfs, zu der Differenz der beyden Semi-Diameter, der Höhe des Rumpfs und dem größern Semi-Diameter?«

»Bravo! Weil du denn so gut capirt und behalten hast; so nimm den Rumpf. Er soll deine seyn.«

»Will der Herr Vetter nicht lieber den Rumpf für sich behalten? Ich habe ja auch die Spitze nur ausgerechnet.«

»Da hast du die Spitze dazu. Ein Docent der freyen Künste darf kein Filz seyn.«

»Der Zuckerhut war dir so zugedacht, jetzt hast du ihn verdient, und brauchst mir nicht dafür zu danken.«

Qui proficit in litteris et deficit in moribus, plus deficit quam proficit.

Zu Deutsch: wer nur die Spitze des Zuckerhutes begehrt, ist besser als wer sie nur ausrechnen kann. Jener soll den Rumpf, und dieser die Spitze haben; wer aber beydes kann, dem gehört der ganze Hut.

Addies. Grüße Frau und Kinder, und komme Morgen nicht zu späth. Wir haben wichtige Sachen vor der Hand.

Ein Lied

hinterm Ofen zu singen.

Der Winter ist ein rechter Mann,
Kernfest und auf die Dauer;
Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an,
Und scheut nicht Süß noch Sauer.

War je ein Mann gesund, ist er's!
Er krankt und kränkelt nimmer,
Weiß nichts von Nachtschweiß noch Vapeurs,
Und schläft im kalten Zimmer.

Er zieht sein Hemd im freien an,
Und läßt's vorher nicht wärmen;
Und spottet über Fluß im Zahn
Und Kolik in Gedärmen.

Aus Blumen und aus Vogelsang
Weiß er sich nichts zu machen,
Haßt warmen Drang und warmen Klang
Und alle warme Sachen.

Doch wenn die Füchse bellen sehr,
Wenn's Holz im Ofen knittert,
Und an dem Ofen Knecht und Herr
Die Hände reibt und zittert;

Wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht
Und Teich' und Seen krachen;
Das klingt ihm gut, das haßt er nicht,
Denn er will sich todt lachen. —

Sein Schloß von Eis liegt ganz hinaus
Beym Nordpol an dem Strande;
Doch hat er auch ein Sommerhaus
Im lieben Schweizerlande.

Da ist er denn bald dort bald hier,
Gut Regiment zu führen.
Und wenn er durchzieht, stehen wir
Und sehn ihn an und frieren.

Kriegslied.

'ſ iſt Krieg! 's iſt Krieg! O Gottes Engel wehre,
Und rede du darein!
'ſ iſt leider Krieg — und ich begehre
Nicht Schuld daran zu ſeyn!

Was ſollt ich machen, wenn im Schlaf mit Grämen
Und blutig, bleich und blaß,
Die Geiſter der Erſchlagnen zu mir kämen,
Und vor mir weinten, was?

Wenn wackre Männer, die ſich Ehre ſuchten,
Verſtümmelt und halb todt
Im Staub ſich vor mir wälzten, und mir fluchten
In ihrer Todesnoth?

Wenn tauſend tauſend Väter, Mütter, Bräute,
So glücklich vor dem Krieg,
Nun alle elend, alle arme Leute,
Wehklagten über mich?

Wenn Hunger, böſe Seuch' und ihre Nöthen
Freund, Freund und Feind ins Grab
Verſammleten, und mir zu Ehren krähten
Von einer Leich' herab?

Was hülf mir Kron' und Land und Gold und Ehre?
Die könnten mich nicht freun!
'ſ iſt leider Krieg — und ich begehre
Nicht Schuld daran zu ſeyn.

Ueber des Ritters Ramsay »Reisen des Cyrus.«

Dies Buch ist kein schöner Modevogel, kein Eau de Carme für die Nase und Manschetten, sondern ein gutgemeintes Buch; und es wirds auch nicht leicht einer durchlesen, daß ihm nicht zugleich über dieses uud jenes neue Sterne in seinem Kopf' aufgiengen. Mir zum Exempel haben die blinden Heiden von je her viel Kopfbrechen gemacht. Ich hatte wohl so in mir gedacht: Sieh, es ist nur Ein Gott, so wie nur Eine Natur ist, also kann davon auch nur Eine Lehre seyn die wahr ist, und alle Lehre davon, die wahr und mehr als Wortspiel ist, muß, sie sey wo sie wolle, sowohl vor als nach dem Babylonischen Thurmbau, inwendig einerley seyn, und, versteht sich von selbst, 'n Balsam für das Herz, 'n Wasser des Lebens, 'n Strom von Milch und Honig! und diese Lehre haben die Israeliten offenbar gehabt und die Christen. Nun die blinden Heiden! Es hat mir immer nicht recht eingewollt, daß sie von dem letzten bis zu dem ersten alle so entsetzlich blind gewesen, und es fliegen überall an ihren Altären der Funken so viel, die grade wie die Israelitischen aussehen; aber doch konnte ich nicht durch, und, woher denn? wann, wie, was und warum? das was mir alles 'n Räthsel, 'n neues Thor vor dem ich stehen blieb. Der Ritter Ramsay geht weiter, und hat, dies Räthsel

aufzulösen, dem Daniel und andern Weisen verschiedenes in den Mund gelegt, freilich nur in den Mund gelegt, und wenn Daniel oder sonst ein Mann Gottes selbst den Mund aufthun sollte, das würde etwas anders seyn. Aber doch, was Ramsay darüber beygebracht hat, ist sehr natürlich und anmuthig zu lesen, und beweißt, dünkt mich, die Wahrheit der Religion überhaupt gar sonderlich.

Außerdem sind noch in diesem Buch mancherley erbauliche Exempel zur Lehre und Warnung vorgestellt, ist noch viel kluger Rath darin, für alle Menschen, und am meisten für die Cronprinzen, die zu seiner Zeit Land und Leut regieren sollen. Wenn ein Prinz mit Salomo um Weisheit und Erkenntnis bittet, daß er vor seinem Volk aus- und eingehe; so hat Gott wohl noch andre Wege, ihm Weisheit und Erkenntnis zu geben als durch 'n Buch; sonst aber werden gewislich die Cronprinzen dies Buch nicht ohne Nutzen lesen, und ich wollte, ich wäre so glücklich einen zu kennen, daß ich's ihm dediciren und in die Hand geben dürfte und er mirs nicht ungnädig nähme. Ich würde ihm sagen:

Lieber theurer Cronprinz,

Sie sollen 'nmal eine Crone tragen als der Freund und Vater von viel tausend Menschen, jung und alt, die in den Städten und Dörfern Ihres Reichs wohnen, und es wird Ihnen an Schmeichlern und Versuchung zum Bösen nicht fehlen. Sie wissen freilich selbst am besten, wie Sie sich dabey nehmen wollen;

aber es wird sie doch freuen zu sehen, wie der Cronprinz Cyrus sich dabey benommen hat.

Liebe Königliche Hoheit,

Dies Buch ist geschrieben und übersetzt, Ihnen diese Freude zu machen. Seyn Sie so gnädig es zu lesen, und Gott gebe, daß Sie ein guter König werden.

Ein Lied in die Haushaltung.

Zu singen, wenn ein Wechselzahn soll ausgezogen werden.

Die Mutter.

Wir ziehn nun unsern Zahn heraus,
Sonst thut der Schelm uns Schaden.
Und sey nicht bange, kleine Maus!
Gleich hängt er hier am Faden.

Die Schwestern und Brüder und der Vater,

Coro.

Der Zahn der Zahn der muß heraus,
Sonst thut der Schelm nur Schaden.

Die Mutter.

Ey seht, sie macht die Nase kraus,
Und fürchtet meinen Faden.
Hilft nicht; der Zahn der muß heraus,
Und denn krigt Gustgen Fladen.

Coro.

Der Zahn der Zahn der muß heraus,
Und denn krigt Gustgen Fladen.

Die Mutter.

So recht, so recht, du liebe Maus!
Nun ist er fest der Faden.
Und — nun ist auch der Zahn heraus,
Und soll dir nicht mehr schaden.

Coro.

Der Zahn der Zahn der ist heraus,
Da hängt er an dem Faden!

Das Kind,

als der Storch ein neues bringen sollte, für sich allein.

Der Storch bringt nun ein Brüderlein —
Er kommt damit ins Fenster herein
Und beißt Mama ein Loch ins Bein,
Das ist so seine Art. — — —

Mama liegt wohl und fürchtet sich ....
O lieber Storch ich bitte dich,
Beiß doch Mama nicht hart. —
— — — —
— — —

He he, da kommt Papa herein,
Nun wird er wohl gekommen seyn!

Aber du weinest ja!
Hat er dich auch gebissen, Papa?

Frau Rebecca.

Wo war ich doch vor dreißig Jahr,
Als deine Mutter dich gebahr?
Wär ich doch da gewesen! —
Gelauert hätt ich an der Thür
Auf dein Geschrey, und für und für
Gebetet und gelesen.

Und kam's Geschrey — nun Marsch hinein
»Du kleines liebes Mägdelein,
»Mein Reis'gefährt, willkommen!«
Und hätte dich denn weich und warm
Zum erstenmal auf meinen Arm
Mit Leib und Seel genommen.

Und hätte dich denn weich und warm
Mit Leib und Seel auf meinen Arm
Zum erstenmal genommen . . .
»Du frommes liebes Mägdelein,
»Ich hab dich sonst noch nicht gesehn,
»Willkommen, bis willkommen!

»Wie bist du lieber Reis'gefährt
»In deinen Windeln mir so werth!
»O werde nicht geringer!
»Du Mutter, lehr das Mägdlein wohl!
»Und wenn ich wieder kommen soll;
So pfeiff' nur auf dem Finger.

Ueber einige Sprüche des Prediger Salomo.

An meine Subscribenten.

Setzen Sie sich, lieben Herren, und nehmen vorlieb.

Der erste Spruch soll seyn der bekannte und in aller Welt gäng und gebe Modespruch: Es ist alles eitel.

Wenn ein berühmter Wortkrämer, der gern mit Sentenzen um sich wirft, oder ein junger Projectmacher dem ein Project auf Eitelkeit fehlgeschlagen ist, oder ein alter Narr den die Sünde verlässet, wenn die sagen: daß alles eitel sey; so ist auch sogar der Sinn des Spruchs eitel. Aber beym Salomo ist er etwas anders.

Stellen Sie sich 'n Mann vor, wie Sie den Salomo kennen, von viel Geschick und Gaben, der sein Herz begab zu suchen und zu forschen weislich alles was man unter dem Himmel thut; der die Mittel in Händen hatte, sich alles was dem Menschen

gut dünkt und nur halbwege so aussieht, zu verschaffen, zu kosten und zu versuchen; und der auch nach seinem eignen Geständniß das alles würklich gekostet und versucht hat; wenn der nun aufrichtig und ohne Affection sagt: ich habe dies und das gethan »bauete Häuser, pflanzte Weinberge, machte »mir Gärten und Lustgärten, hatte Knechte und »Mägde, sammlete mir Silber und Gold, schafte »mir Sänger und Sängerinnen und Wohllust der »Menschen und wehrte meinem Herzen keine Freu»de ꝛc. aber, siehe, da war es alles eitel«; so sollte sein Spruch doch eigentlich Sensation machen. Und mich dünkt, er könnte uns viele Mühe ersparen.

Zum Exempel. Du willst so gerne dies und das seyn, Oberschenke und Oberbecker! und bringst darüber dein Leben in Sorge und Unlust hin — Lieber! Salomo war mehr als Oberschenke und Oberbecker; er war König über Israel, über das merkwürdigste Volk der Erde, und doch war damit ihm nicht geholfen. Wie sollte denn dir geholfen seyn? Darum sey fröhlich und habe Geduld, und laß die andern Oberbecker seyn. So auch: du wünschest dir dies und das, ein Rittergut oder einen Mahagony-Tisch, denn groß oder klein ist eins wie das andre. Also du wünschest dir einen Mahagony-Tisch, kannst darum nicht schlafen, sinnest und sorgst und bildest dir ein: mit dem Tisch werde die Glückseligkeit ins Haus kommen — Lieber! Salomo hatte lauter Mahagony-Tische; Lamperie, Eckschränke und Commoden, Fußboden und Treppen alles war von

Mahagony, und er sagt: alle die schönen Mahagony's thätens nicht, was wird denn der einzige Tisch thun? Darum sey fröhlich an deinem Tisch von Nußbaum- oder Föhrenholz, und mache dir dein Leben nicht sauer.

Fröhlich seyn, sagt Salomo an verschiedenen Orten, sey das Beste in dieser Welt. Ist aber zu verstehen, wenn du den Mahagony-Tisch nicht krigst und nicht Oberbecker wirst, sonst nicht; denn wenn die Kinder ihren Willen kriegen, so weinen sie nicht. Du sollst fröhlich seyn »in aller deiner Arbeit« und das, sagt Salomo, ist eine Gabe Gottes.

Es giebt zwey Wege, die Bilanz in seinem Credit und Debet zu erhalten; einer wenn die Einnahme vermehrt, und der andre wenn die Ausgabe vermindert wird. Der letztere ist wohlthätig, und kann den kleinen und großen Cameralisten nicht genug angepriesen werden. So giebt es auch zwey Wege, in seinem Herzen die Bilanz zu erhalten; der eine: wenn man alles hat, was man wünscht! und der andere: wenn man nicht mehr wünscht, als man hat. Jener ist mühsam und mißlich, und dieser probat, und in eines jeden Hand.

Aber der Mahagony-Tisch und der Oberbecker schweben dir doch so süß vor Augen! —

Das ist nun nicht ihre sondern deine Schuld. Du siehst am Salomo, daß sie auch anders können angesehen werden, und deine eigne Erfahrung muß es in hundert Fällen dich schon gelehrt haben, daß die folgende Zeit viel verändre.

Mir fällt hier Kaiser Carl der fünfte ein. Er war bekanntlich ein großer Fürst, der seine Größe nicht eitel achtete, sondern sie durch viele Kriege und Siege zu behaupten suchte und auch würklich behauptete. Auf einmahl, als es nicht gar nach seinem Willen gehen wollte, und dazu seine Gesundheit brüchig war; dünkte ihm alles eitel. Er legte seine zwey Cronen nieder, und gieng nach Estremadura in ein Closter. Hier pflegte er fleißig der Todes-Gedanken und Religions-Uebungen, und machte in den Zwischen-Stunden Uhren zum Zeitvertreib und zu seinem Vergnügen. Bald wollte ihn auch das nicht mehr schmecken, und er mochte an nichts anders denken, von nichts anderm hören und sehen als vom Tode. Endlich gieng er so weit, daß er bey lebendigem Leibe seine Exsequien halten ließ. Der Kaiser Carl der fünfte legte sich in den Sarg, wie eine Leiche gekleidet; zu beiden Seiten des Sarges standen seine Hofbediente mit brennenden Wachskerzen, und die Geistlichen mußten die Exsequien halten und für seine abgeschiedene Seele beten, und er betete selbst im Sarge inbrünstig mit. Er starb auch würklich nicht lange hernach.

Der Tod ist 'n eigener Mann. Er streift den Dingen dieser Welt ihre Regenbogenhaut ab, und schließt das Auge zu Thränen und das Herz zur Nüchternheit auf! Man kann sich von ihm freilich auch verblüffen lassen und des Dinges zu viel thun, und gewöhnlich ist das der Fall, wenn man bis dahin zu wenig gethan hat. Aber er ist 'n eigener

Mann, und ein guter Professor Moralium! Und es ist ein großer Gewinn, alles was man thut wie vor seinem Catheder unter seinen Augen zu thun.

Der zweyte Spruch des Salomo: Alles hat seine Zeit.

Alles hat freylich seine Zeit; die Zeit der Saat ist nicht die Zeit der Erndte, die Zeit des Neumonden ist nicht die Zeit des Vollmonds und wenn einer stirbt wird er freylich nicht gebohren. Das aber kann Salomo mit seinem Spruche nicht gemeint haben; das hätte unser eins wohl sagen können. Sollte auch der ganze Sinn der seyn: daß alles nicht zu aller Zeit sondern zu seiner Zeit soll gethan werden, wenn nämlich Natur oder Kunst Bahn gemacht, und alle Umstände dafür reif sind, so wäre das schon etwas, aber doch, so allgemeinhin, immer noch zu wenig für unsern Freund Salomo. Und wir brauchen nicht vorlieb zu nehmen; denn die Worte leiden großen Sinn, und das für Kopf! und Herz!

Zum Exempel. Der Mensch wird in Neun Monden unter dem Herzen seiner Mutter gebildet, lebt siebzig Jahr, und wird denn wieder zur Erde, davon er genommen ist. Wir sehen solche bestimmte Perioden in mehrern Natur-Operationen, die uns bekannt sind, und vielleicht haben's alle die andern auch, die uns nicht bekannt sind, größere und kleinere, bis auf die gesammte Natur selbst von dem Im Anfang an, als Gott Himmel und Erde schuf, bis zu der Stunde, in welcher die Elemente zerschmelzen, und Gott die Himmel wieder zusammen

Staatl. Bibliothek Passau

wickeln wird wie 'n Gewand. Nun soll einmahl ein Mensch oder ein Engel dies alles kennen, soll davon nicht bestimmt sprechen, sondern nur deuten wollen, und sagen: Alles hat seine Zeit; so ist ein Sinn in dem Spruch, und man sieht sich sehr kurz und ehrerbietig nach dem um, der ihn sagte. Oder: Wir Menschen laufen und rennen vom Mutterleibe an und immerdar, und wissen nicht, was zu unserm Frieden dient. Nun soll einmahl ein Mann seyn, der das gefunden hat. Wenn nun der die Menschen, seine Brüder, um sich her ansieht: wie sie's so verkehrt treiben; an dem und jenem Irrsahl, woran tausend und tausend vor ihnen betrogen und zu Schanden worden sind, so fest halten und guten Rath nicht hören wollen; wenn nun der gutgesinnte Mann das ansieht, dem Unwesen gerne steuerte, aber nicht zu steuern vermag, und sich darüber mit unserm Spruch trösten wollte; so sind die Worte Goldes werth, und wären etwa so zu übersetzen: »Wie sind »doch die Menschen so verblendet, die edlen schönen »Geschöpfe Gottes zu so großer Ehre bestimmt! O »wie anders könnten sie's haben, wenn sie selbst wollten! »Doch die Stunde der Verblendung wird vorüber gehen, »daß ihnen noch geholfen werde; Alles hat seine Zeit.«

Indeß, alles zusammen genommen, scheint Salomo hier weder das eine noch das andere im Sinne gehabt zu haben, sondern ein Drittes, nämlich: In der körperlichen Natur sey alles nicht wie in der Geisterwelt zugleich und auf Einmahl, sondern ein jedes habe seine Zeit; und dem Gesetz muß wer in

Staatl. Bibliothek Passau

der körperlichen Natur ist sich unterwerfen, und sich so gut dabey nehmen als er kann. Als wenn jemand zu Wagen sitzt und nach Königsberg fahren will; so ist er nicht mit Einmahl an Ort und Stelle, sondern die Räder des Wagens müssen so lange umgehen, bis er ist wo er seyn will, und ein jeder Umgang hat seine Zeit und der zweite kann nicht zur Würklichkeit kommen bis der erste vollendet ist ꝛc. und da geht es denn oft über Stock und Stein und der auf dem Wagen wird des wohl gewahr; er muß indeß aushalten und sich fassen, denn es ist kein anderer Rath.

Und dieser Sinn hat was sehr trauriges in sich, ich weis nicht obs den Herren Subscribenten auch so dünkt.

Der dritte Spruch: »Lasset uns die Hauptsumma aller Lehre hören; fürchte Gott und »halte seine Gebote, denn das gehöret allen »Menschen zu.«

Dieser Spruch steht in Salomo's Büchlein zu Ende aller andern Sprüche, wie der Morgenstern der zuletzt aufgeht und schöner und herrlicher ist als alle Sterne die vor ihm hergehen. Die Hauptsumma pflegt gewöhnlich am Ende zu stehen, und also ist diese Stellung des Spruchs natürlich. Vielleicht kann sie aber auch noch eine Nebenabsicht haben. Salomo macht anderswo die Bemerkung, daß einem ein Narr nicht glaube wenn man ihm nicht auch sagt was in seinem Herzen ist. Nun giebt es aber Leute die alles lästern was sie nicht begreifen, die sich zu klug dünken zu glauben, und zu dumm sind zu wissen; arme Leute, welche die Vortheile beyder Partheyen ent-

behren und für sich keinen andern haben, als daß sie ihr Lebelang discouriren, um von Leuten die noch dümmer sind als sie für große Geister gehalten zu werden. Diese Classe von Menschen ist von jeher in der Welt gewesen und wird bis je und je darinn bleiben. Vielleicht nahm Salomo Rücksicht auf sie, wollte auch ihnen gern die große Lehre zu Herzen bringen, daß Gottesfurcht die Quelle alles Guten sey. Er wußte aber, daß er unvorbereitet damit bey ihnen wenig Glauben finden würde. Daher schickt er verschiedene Sprüche mit Lehre die mehr in ihren Kraam gehöret voran, und nachdem er sich als Meister in ihrer eignen Kunst gezeigt und sich solchergestalt ihr Vertrauen erworben hatte, rückt er mit der Hauptsumma aller Lehre hervor: Fürchte Gott und halte seine Gebote, denn das gehört allen Menschen zu. Es giebt manches Ding, will er sagen, manche Lehre zwischen Himmel und Erde, die sehr dankenswerth ist und ihre Interessenten in mehr als Einer Hinsicht zu großen Leuten macht; aber das Alles und Eins, das eigentliche Ding, die Hauptsumma aller Lehre ist Furcht Gottes, und die gehört allen Menschen zu, ist des Menschen sein Element, sein Beruf, sein Natur und Wesen.

Lieben Herren Subscribenten! Ich bin nicht was Salomo war, bin nicht König in Israel, und ich bescheide mich gerne, daß mir seine Weisheit noch mehr als seine Crone fehlet: aber überzeugt bin ich lebendig, daß die Furcht Gottes die Quelle alles Guten sey, daß es da anfangen und sich da wieder

endigen müsse, und daß alles was sich darauf nicht gründet und nicht damit besteht, wie groß es auch scheine, doch nichts als Täuschung und Trug sey und unser Wohl nicht fördern möge.

Aber Furcht Gottes und Furcht Gottes ist zweyerley; und hier liegt der Knoten, dadurch diese Lehre zweydeutig und räthselhaft wird. Wir fürchten alle Gott, sprechen mit Ehrerbietung von ihm, hören mit Ehrerbietung von ihm sprechen ꝛc. wollen ihn fürchten und thun uns wohl auch bey der und jener Gelegenheit mit seiner Furcht einigen Zwang an, und übrigens bleibts beym Alten. Solch' eine Furcht Gottes mag als eine feine äußerliche Zucht gelten, sonst aber ist sie der leibhafte Bediente hinten auf der Kutsche. Der steht da auch als ein Schild daß honette Leute im Wagen sind, giebt ein Zeichen daß die Wachen heraustreten, macht die Kutschenthür auf und zu ꝛc. und übrigens gehen die Bestien vor dem Wagen ihren ehrbaren Trab oder wilden Galopp wohin sie wollen, und der Herr dahinten muß immer mit fort und wird nicht gefragt. Wenn die Herrschaft recht gnädig ist, nimmt sie ihm wohl bey einfallendem Regenwetter zu sich in den Wagen.

Was soll solch' eine Furcht Gottes? Was kann die für Würkungen haben, und wie wäre sie Hauptsumma aller Lehre?

Das war aber auch nicht die Furcht Gottes der Altväter, die uns in der Schrift zum Muster dargestellet werden. Denn bey denen war die Gottesfurcht nicht Bedienter hinten auf dem Wagen, sondern

Herrschaft und Kutscher zugleich. Ihnen war nichts so innig und heilig als sie; nichts so sauer das sie ihretwegen nicht gethan, nichts so süß das sie ihretwegen nicht gelassen hätten. Joseph reißt sich aus den Armen eines schönen Weibes loß und läßt einen Mantel im Stich, weil er ein so groß Uebel nicht thun kann und wider Gott sündigen. Abraham schlachtet, als Gott zu ihm sprach, seinen einzigen Sohn, und bekümmert sich nicht um sein Vaterherz und um seine Vernunft; — und so muß es seyn wenn etwas daraus werden soll. Und du, der du Gottesfurcht schmähen willst, könne das; und denn komm' und schmähe, so wollen wir dir glauben. Sonst aber bist du nur ein Faselhans der nicht weiß wovon er spricht, du magst lästern oder loben.

Die wahre Furcht Gottes muß Empfindung, muß Wahrheit in uns seyn; denn ist sie wohlthätig in ihren Einflüssen, und wunderbar in ihren Würkungen mehr und anders als wir meinen oder verstehen.

Wenn wir den Begrif von Gott nur bloß mit der Imagination denken, daß er, wie die heilige Schrift uns lehret, der Schöpfer und Erhalter der sichtbaren und unsichtbaren Welt sey, der erste und der letzte, sein Stuhl der Himmel und die Erde seiner Füße Schemel, daß er in allem und durch alles sey, von der Tiefe des Meers bis an die Zinne des Himmels allem Wesen gegenwärtig und nahe, daß seine gewaltige Hand alles hält und seine Augen Tag und Nacht über alle seine Geschöpfe und sonderlich über alle seine Menschen, auch hier über und um uns,

unsichtbar offen stehen — wenn wir den Begrif nur bloß mit der Imagination denken; so fährt er uns kalt durch, und macht uns Gott lieben und fürchten; was wird er thun, wenn er Empfindung und Wahrheit in uns ist?

Denn werden wir Gott nicht fürchten wollen, sondern werden ihn wahrhaftig fürchten, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüth und aus allen Kräften, in allem unserm Thun und Lassen, wenn wir aufstehen und wenn wir zu Bette gehen, um Mittag und um Mitternacht, wir schlafen oder wachen; wir werden das Bild des Allerbesten, des Allerweisesten, des Allergerechtesten, des Allerwahrhaftigsten, des Allerbarmherzigsten beständig wie unser Leben in uns tragen, und werden verwandelt werden in dasselbige Bild von einer Klarheit zu der andern. — Und das Halten der Gebote Gottes wird unsere Freude seyn, und unser Glück zugleich; denn was sind seine Gebote anders als eine Hand am Wege, als schwarze und weisse Tonnen die vor Verderben warnen und die sicherste Fahrt in das Land des Heils weisen.

Nun meine lieben Herren Subscribenten, das wäre was ich Ihnen zu sagen hatte. Ich hätte Sie vielleicht angenehmer unterhalten können; aber Sie haben zum Theil so willig und gerne subscribirt, und da hab ich gedacht ich müßte wieder ehrlich seyn. Dazu hat alles seine Zeit, Subscribiren und Herausgeben auch, und wer weiß ob wir uns noch wieder einander dienen werden.

— Lasset uns Gott fürchten und seine Gebote halten!

Ein Lied für Schwindsüchtige.

Weh mir! Es sitzt mir in der Brust,
Und drückt und nagt mich sehr;
Mein Leben ist mir keine Lust
Und keine Freude mehr.

Ich bin mir selber nicht mehr gleich,
Bin recht ein Bild der Noth,
Bin Haut und Knochen, blaß und bleich,
Und huste mich fast todt.

Die Luft, drein herzlich von Natur
Gott seinen Segen senkt,
Und daraus alle Kreatur
Mit Heil und Leben tränkt;

Die ist für mich nicht frey, nicht Heil.
Mein Athem geht schwer ein;
Ich muß um mein bescheiden Theil
Mich martern und kastein.

Und doch labt's und erquickt's mich nicht,
Macht's mir nicht frischen Sinn;
Die Blume, die der Wurm zersticht,
Welkt jämmerlich dahin!

Auch Schlaf, der alle glücklich macht,
Will nicht mein Freund mehr seyn,
Und lässet mich die ganze Nacht
Mit meiner Noth allein.

Die Aerzte thun zwar ihre Pflicht,
Und fuschern drum und dran;
Allein sie haben leider nicht
Das, was mir helfen kann.

Mein Hülf' allein bleibt Sarg und Grab.
O sängen an der Thür
Sie schon, und senkten mich hinab!
Wie leicht und wohl wärs mir!

O sängen doch an meiner Thür
Sie laut: »Ich hab mein Sach ꝛc.«
Und trügen mich, und folgten mir
In langer Reihe nach.

Rund um die Kirch' ans Grab heran,
Und senkten mich hinein! —
Ich läg' und hätte Ruhe dann,
Und fühlte keine Pein.

Doch ich will leiden, bis Gott ruft,
Gern leiden bis ans Ziel.
Nur deinen Trost! und etwas Luft!
Du hast der Luft so viel.

Der Mensch.

Empfangen und genähret
Vom Weibe wunderbar
Kömmt er und sieht und höret,
Und nimmt des Trugs nicht wahr;
Gelüstet und begehret,
Und bringt sein Thränlein dar;
Verachtet und verehret;
Hat Freude und Gefahr;
Glaubt, zweifelt, wähnt und lehret,
Hält Nichts und Alles wahr;
Erbauet und zerstöret;
Und quält sich immerdar;
Schläft, wachet, wächßt und zehret;
Trägt braun und graues Haar ꝛc.
Und alles dieses währet,
Wenn's hoch kommt, achtzig Jahr.
Denn legt er sich zu seinen Vätern nieder,
Und er kömmt nimmer wieder.

D Chodowiecki del. B. de la Belle sc.

Passe-Tems

zwischen mir und meinem Vetter in der Schneiderstunde (Twilight).

»Ich wollte, daß der Herr Vetter bey Casse wäre; ich brauche 'n Gulden Geld.«

»Etwa eine neue Canone? Oder irgend eine schöne Erzstufe fürs Cabinet?«

»Nein! Ich wollte mir den Kulmus kaufen. Das von der Weisheit geht mir so im Kopf herum, und von der Selbst-Erkenntniß, die dazu führen soll. Vetter, ich will und muß den Menschen, will und muß mich selbst erkennen lernen.«

»Und das denkst du mit dem Kulmus zu zwingen?«

»Ja, der solls beschrieben und geconterfeyet haben, wie der Mensch innerlich gestaltet ist.«

»Nun denn, da ist 'n Gulden. Nur sey fleißig, und merke wohl! wie der Zwölffinger-Darm und die Glans pinealis ꝛc. ꝛc. aussehen; denn du sollst uns diesen Winter, wenn die langen Abende kommen, ein Collegium anatomicum lesen, und unser Praefector und Kulmus werden.

Aber höre, weil du's bist, muß ich dir eins sagen: nämlich, daß der obgedachte Zwölffinger-Darm und die Glans pinealis ꝛc. ꝛc., ob sie gleich tief im Abdomine und Cerebro stecken, doch eben so äusserlich sind als deine Nase.«

»Denn gehen der Darm und die Glans mich auch nichts an.«

»Warum nicht? — Es ist doch nützlich und angenehm das zu wissen, und wenn du gleich kein Doctor werden willst.«

»So glaubt der Herr Vetter in Ernst nicht, daß ich beym Kulmus das Innerliche sehen werde?«

»Du mußt's versuchen. Nur wenn du etwa der Art nichts sehen solltest, daß du mir nicht kommst und sagest: es sey auch nichts Innerliches! denn dazu sind mir mein Vetter und mein Gulden zu lieb.

Um dich indessen vorläufig einigermaßen zu orientiren, so merke wie folget: Was du mit deinen zwey Augen sehen willst, das muß auch mit deinen zwey Augen können gesehen werden; was aber mit deinen zwey Augen gesehen werden kann, das ist äusserlich; und was äußerlich ist, das ist nicht innerlich.«

»So bin ich unrecht berichtet. Da hat der Herr Vetter den Gulden wieder.«

»Nicht doch, Vetter. Seht's an! Dazu habt ihr ja Eure zwey Augen, daß Ihr damit ansehet, was Ihr damit sehen könnt. Auch möget Ihr aus dem Aeusserlichen des Innerlichen wohl wahrnehmen, und vielleicht kluge Vermuthungen machen. Ich sage nur davon, daß das Innerliche selbst nicht mit Euren zwey Augen gesehen werden kann, und daß Ihr sie, was das anlangt, sicher zumachen könnet, ohne etwas zu verliehren.«

»Ist der Herr Vetter 'n Freund von Schwärmerey?«

»Bist du toll?«

»Aber, wo die zwey Augen aufhören, geht da nicht Schwärmerey an?«

»Da sey Gott für! Das wäre der Wahrheit das Terrein sehr klein zuschneiden, oder vielmehr ihr gar keins geben; denn Ihr wißt, daß es Leute gibt, die da sagen: in dem, was vor Augen ist, sey keine Wahrheit!

Nein Vetter, die Schwärmerey fängt da weder an, noch hört sie da auf; denn wenn Löwenhoeck oder Linneus Wunder-Thierchen und Würmer sehen, die nicht da sind; so sind sie auch Schwärmer. Nur auf dem andern Gebiet ist die Entscheidung nicht so leicht, weil es da mit dem Augenzeugniß und den Augenzeugen, in deren Mund bekanntlich die Wahrheit besteht, mehr Schwierigkeiten hat. Auch will ich dir zugeben, daß auf diesem Gebiet kein Mangel an Schwärmerey sey, und daß da vieles für Wahrheit ausgegeben werde, was Schwärmerey ist, und das taugt nicht, Vetter, und das soll nicht seyn. Aber du kannst auch glauben, daß vieles da für Schwärmerey gehalten wird, das Wahrheit ist; und das taugt noch weniger, und ist großer Verlust, nämlich für die, so es für Schwärmerey halten, denn die andern verliehren nichts dabey.«

„Wie weiß ich denn aber, was Wahrheit und was Schwärmerey ist?«

»Hör! Wer dir darüber was gescheutes sagen soll, der muß klüger seyn als ich bin. Sprechen und schreiben läßt sich viel von Schwärmerey; aber du

weißt, wie das denn so mit dem Sprechen und Schreiben ist.

Das allgemeine der Sache ist nicht so schwer, und das hab ich dir schon gesagt, und will's dir der Deutlichkeit wegen noch einmal an einem Exempel vorhalten.

Du liesest Zeitungen, weiß ich, ohne eben ein großer Politikus zu seyn. Da wirst du denn unter andern auch von deiner Lieblingsvestung Gibraltar gelesen haben, daß sie den vorigen Herbst sehr warm gehalten ward; und daß sie anfieng, Muth und Tapferkeit ausgenommen, an allem Mangel zu leiden; endlich daß Lord Howe den 11ten September mit einer mächtigen Flotte von England absegelte, um dem klugen Gouverneur zu bringen, was er nicht hatte.

Du kannst denken, daß die Soldaten zu Gibraltar, als sie die letzte Tonne Pulver und Zwieback angebrochen hatten, fleißig werden nach Westen gekuckt haben, und daß ein jeder von ihnen sehr geneigt gewesen ist, eine in der Ferne kreuzende Französische oder Spanische Fregatte für das erste Schiff von Barringtons Division zu halten.

Wenn nun das der Fall gewesen wäre, oder wenn den 7ten oder 8ten October, als Howe noch auf der Höhe von Lissabon mit den Stürmen kämpfte, ein Soldat zu Gibraltar sich von den Wällen die Augen blind gekuckt, und sich endlich eingebildet hätte, die hülfreiche Flotte zu sehen?«

»Der wäre ein Schwärmer gewesen.«

»Und wenn dieser Soldat seinen Cameraden alles genau und haarklein beschrieben hätte, Vorder- und Hinter-Treffen, Flag-Schiffe und Transportschiffe, Cutters und Fregatten rc. rc. und darauf geschworen hätte, daß er alles wirklich sehe?«

»Wäre ein Schwärmer gewesen.«

»Und wenn er so lange hinaus ins Meer gezeigt und gefingert hätte, daß er sich einen Anhang gemacht, und die nun, wie er, das alles auch gesehn hätten?«

»Wäre ein Schwärmer gewesen.«

»Und wenn er vor Ueberzeugung seine Rations und Portions auf drey Tage flugs und auf Einmahl verzehrt, und seiner Parthey das nämliche gerathen hätte, weil Howe vor der Thür sey und mehr bringe?«

»Wäre ein Schwärmer gewesen.«

»Gut das! Umgekehrt: Howe ist würklich im Anzuge, und eine Schildwache hat Augen die eine halbe Meile weiter tragen als die Augen der übrigen Garnison, wie das ja mit den Augen verschieden ist. Und nun soll diese Schildwache die Englische Flotte in der halben Meile weiter würklich daher kommen sehen?«

»Der wäre kein Schwärmer.«

»Und wenn die ganze Garnison, und alle berühmte Seher unter ihnen, und alle Ingenieurs und Constabels, und die Magazin- und Proviant-Meister, und der Regiments-Feldscheer und Bibliothekar von Gibraltar, und selbst der alte menschlich gesinnte Elliot nichts sahen?

»Wäre kein Schwärmer.«

»Die Garnison bestand etwa aus vier bis sechs tausend Mann; wenn ihrer hundert Tausend gewesen wären die alle nichts sahen?«

»Wäre kein Schwärmer.«

»Und wenn sie alle über die Schildwache gelacht und demonstrirt hätten, daß sie toll und wahnsinnig sey?«

»Wäre kein Schwärmer.«

»Also: nicht der mehr sieht als die andern, sondern der sich mehr einbildet zu sehen als er würklich sieht, der ist ein Schwärmer. Und merke noch an diesem Exempel, daß der Ingenieur und Feldscheer und Bibliothekar und alle die hundert Tausend Lacher auf gewisse weise bona fide agiren und Recht haben können; denn sie sahen wirklich nichts, und so weit ihr Auge reichte war keine Flotte. Der Fehler ist nur der, daß sie auch über die halbe Meile weiter richten wollten, wo ihre Augen nicht mehr judices competentes waren.

Und nun Vetter, ich für meine Person bin nur ein simpler Constabel, und nicht die Schildwache quaestionis; aber ich glaube solche Schwildwachen und solche Augen, die weiter und mehr sehen als ich, von ganzem Herzen. Und wer das nicht thut, der muß, dünkt mich, ein ziemliches Pretium Affectionis auf sich und seine Augen setzen, und man kann ihm nicht mit Recht zur Last legen daß er die schöne Tugend der Demuth und Bescheidenheit übertreibe.«

»Alles gut, und sehr wahr; aber ich bin doch

damit nicht klüger über Weisheit und Selbst-Erkenntniß.«

»Du hast Recht. Aber, was willst du eigentlich von der Weisheit haben? — Hör Vetter, schütte mir dein Herz einmal recht aus. —

»Alle Menschen wollen gerne glücklich seyn, sie mögen in Häusern oder in Hütten wohnen, mögen nacket oder bekleidet einhergehn, vom Raube leben oder das Feld bauen, Baal oder Bel opfern. Nun aber liegt für uns das Land des Friedens und der Glückseeligkeit im Verborgenen. Wir ahnden nur, und suchen, 'n jeder auf seinem Wege, und gehen irre. Zwar die bessern Menschen werden des Irrthums wohl inne, kehren um, und setzen sich reuig auf einen Stein am Wege. Aber was sind sie damit gebessert? Sie wissen wohl was sie nicht gefunden haben, wo sie das aber finden sollen wissen sie nicht; und so treiben sie auch auf dem wilden Meer ohne Rath und Ruder und die Nacht kommt heran. Denn über dem Irren und Fragen und Forschen werden wir immer älter, kömmt uns der Tod immer näher, und man will doch gerne wissen woran man ist.«

»Du fängst gut an, und wenn du so fortfährst, werde ich diesmal von dir zu lernen haben. Wir haben es sonst bisher so gehalten, daß ich von uns beyden der Klügste gewesen bin.

Du erwartest also von der Weisheit sichere Auskunft?«

»Und wenn sie dir gewährte, Vetter; wie herzlich

willkommen würde sie nicht allen Menschen seyn! und wie von ihnen umringt werden!«

»Das sollte man freylich denken.

Aber es scheint in der Welt kein Mangel an Glückseeligkeit zu seyn, und die Menschen müssen sie gefunden haben.«

»Ja Vetter! die armen Menschen! Sie halten diese Welt für das Land des Friedens und der Glückseeligkeit und seegeln mit dem Strom. Und wer von uns wenn wir ehrlich seyn wollen, kann sich rühmen, daß er sich diesen Weg nicht bethören lasse, mehr oder weniger.«

»Und also meinst du nicht, daß man auf diesem Wege recht sey?«

»Wahrhaftig nicht.«

»Uebereile dich nicht, Vetter; Er ist doch sehr natürlich, und du sagst selbst, daß so viele Leute sich da recht glauben.«

»Wie kann ich mich übereilen? Es besteht ja nicht, und wenns nichts weiter wäre!

Und selbst so lang es währt, scheints nur, ist aber nicht. Denn man erfülle dem Ehrsüchtigen, dem Geldgeizigen, dem Wollüstling, dem Mann von Eitelkeit rc. rc. man erfülle ihm alle seine Wünsche, und was ists denn? — Das Auge sieht sich nicht satt und das Ohr hört sich nicht satt, und ich habe noch keinen dieser Art gesehen, der sich ruhig in die Arme genommen und gesagt hätte: ich habe genug. Alle solch Glück ist mehr mühseeliges Hinstreben zum Genießen als würklicher Genuß, ist keine Flamme die

aus sich selbst brennt, sondern man muß beständig neue Reiser anlegen, neues Oel zugießen daß sie nicht verlösche, und am Ende verlöscht sie doch!

Nein Vetter, es muß für den Menschen eigenes Glück geben! Und was man auswärts erbetteln muß und nicht behalten kann, ist ja nicht eigen.«

»Gib die Hand, Vetter, du magst wohl nicht unrecht haben! Denn aber ist doch auch ohngefähr abzusehen, wo die Glückseeligkeit herkommen muß. Mehr als Leib und Geist haben wir nicht. Wenn sie also in dem, was des Leibes ist, nicht gefunden wird, so bleibt ja nur ein zweites und höchstens ein drittes übrig?«

»Wohl wahr! Aber ich sehe doch da in einen dunkeln Ort.«

»Du glaubst doch, daß wir einen Geist in uns haben?«

»Warum frägt der Herr Vetter das?«

»Weil unsre zwey Augen nicht viel vom Geist sehen, und du vorhin meintest: wo die zwey Augen aufhörten, gehe die Schwärmerey an.«

»Vetter! wenn ich im Menschen keinen Geist glaubte, so hätt' ich mit dem Menschen nichts zu thun, und ich wollte lieber 'n Esel seyn. Denn hätt' ich wohl nicht Freude, aber ich hätte auch kein Leid und keine Unruhe, und ich trüge meinen Mehlsack und käute meine Disteln bis ich ausgekäuet und ausgetragen hätte.«

»Was hast du denn für Unruhe und für Leid?«

»Ah, du weißt ja wohl, wo uns der Schuh

drückt; weißt ja wohl, daß ein Janus biffrons in uns ist, Ein Kopf mit zwey Gesichtern die nach verschiedenen Seiten sehen.«

»Fahre fort, Vetter! Was meinst du?«

»Daß der Mensch keinen Haus-Frieden in sich hat, das mein ich; daß es uns lieblich dünken kann, und uns doch betrügt, und hinterher wurmt und graue Haare macht; daß man das Bessere wissen kann und das Unedle thun; daß wir von uns selbst gerissen und gehudelt werden! — Und uns selbst bringen wir allenthalben hin, uns selbst treffen wir überall an.«

»Aber wenn z. E. Conrad I. in seinem Leben von Heinrich dem Sachsen viel Verdruß hat und doch am Ende alle die Seinen vorbeygeht und ihn zu seinem Nachfolger vorschlägt, weil das Reich des bedurfte; wenn Scipio in Feindes Land das junge schöne Mädchen, das ihm seine Soldaten brachten, in sichere Verwahrung nimmt und sie ihren Eltern unschuldig wieder giebt; so sagen doch alle Menschen, daß das edle Handlungen sind, und man bewundert sie.«

»Und das von Rechtswegen. Was bewundert man aber eigentlich? — daß Scipio eingesehen hat: es sey besser, das Mädchen unschuldig zurück zu geben? daß sieht ein jeder von uns ein; — daß er den Willen gehabt hat, sie zurück zu geben? auch das nicht, denn das möchten wir gewiß alle gern gethan haben; — sondern daß ers hat thun können. Ein jeder fühlt in sich, was dem Scipio im Wege gewesen ist und was Held Scipio überwunden hat.

Wohl ist die Tugend ein Kleinod; und gebe Gott, daß die Menschen das nicht bloß sagten. Sie würden wohl an sich thun! denn wenn der Geist das Feld behält und sein Recht behauptet, das freut Gott und Menschen, und du kannst denken, daß der, in dem es geschieht, nicht leer dabey ausgehe! Wohl ist die Tugend ein Kleinod für den Menschen; das schönste und köstlichste Kleinod in dieser Welt, womit er sich schmücken, und das einzige wodurch er sich würklich groß und bewundernswerth machen kann. Wie der Bart das Wahrzeichen des Mannes, so ist sie das Wahrzeichen des Menschen, und wer es nicht an sich hat, der ist unehrlich und ein Leibeigner. Du siehst: wenn Scipio Böses gethan hätte! und was die Tugend ist!! Zugleich aber siehst du auch: was die Menschen seyn müssen, wenn die unter ihnen, die sich an der Kette haben daß sie kein Unglück anrichten, wenn die unter ihnen so groß und bewundernswerth sind.«

»Aber die Gelehrsamkeit ist ja eine Nahrung des Geistes; so mache damit dem unglücklichen Streit ein Ende.«

»Reite mir 'nmahl Courier auf einem gemalten Pferde, und wenn es ohne Fehl gezeichnet wäre: und melke der Herr Vetter 'nmahl des Myrons Kuh! — Und bis an Myrons Kuh und die Zeichnung ohne Fehl ist weit hin.«

»Keine Speculations! Die Erfahrung muß entscheiden. Wenn es nun notorisch wäre, daß die Gelehrsamkeit immer und zu allen Zeiten ihre Verehrer

zu guten, friedfertigen, edlen, unverlegenen glücklichen Menschen machte?«

»Sollte mir fürwahr recht lieb seyn, auch des Herrn Vetters wegen.«

»Es giebt eine Erkenntniß a priori Vetter, und eine reine Vernunft, und dadurch ergründen und erweissen doch die Gelehrten viele Dinge?«

»Es mag wohl eine Erkenntniß a *priori* und eine **reine** Vernunft geben, Vetter! Wenn aber die Meynungen der Gelehrten über eine und dieselbe Sache so vielfältig verschieden, und oft einander grade entgegengesetzt sind, und doch ein jeder die seinige aus der Vernunft beweißt und herleitet; —

»Ja, was willst du denn?«

»Ich will nichts; aber das Faß schwebt mir vor Augen, daraus der Wirth alle Arten von Wein zapft, die gefodert werden.«

»Ich habe heute keine Lust zu lachen, Vetter. Allerdings ist die Welt der Gelehrsamkeit viel schuldig, und was in ihr nützlich und ausgemacht ist, wer wird das nicht mit Dank annehmen und mit Dank erkennen? Wer die Kühnheit und den Scharfsinn vieler Gelehrten und ihren mancherley unsäglichen Fleiß nicht schätzen und hochachten, und sie, als die ein in sich edleres Geschäft treiben, geehrt und reichlich belohnt wünschen? —

Ich sehe in den Zeitungen kein Schiff aus Ostindien zu Cork oder **Brest** einlaufen, oder ich denke mit Bewunderung an die fünf Finger des Menschen und an seinen Kopf, der auf dem großen wilden

Meer Weg und Steg berechnen lehrte; und wenn mein Calender 'n Durchgang durch die Sonne, oder eine Mond-Finsterniß weissagt auf Tag und Minute, und ich sehe nun auf Tag und Minute den Erdschatten und Stern eintreten; so werf ich den Hut in die Höhe und gebiete allen Leuten im Hause, daß sie Respect für den Kopf des Menschen haben. Aber ein jedes Ding nach seiner Art — denn so schön z. E. die Sterne auch sind, so denk ich doch, das Schönste und Beste ist unsichtbar, wo wären sie sonst hergekommen; und da verläßt uns die Gelehrsamkeit! Dazu bleiben wir nicht ewig unter den Sternen und unser Erdenleben ist nur eine kleine Strecke auf der ganzen Bahn unsrer Existenz; und da verläßt uns die Gelehrsamkeit! Und da ist doch der unrechte Ort verlassen zu werden! So haben auch die guten Gelehrten immer gedacht; und die nicht so denken und sich mehr glauben als sie sind, die lügen in ihren eigenen Beutel und davon wird er nicht voll!

Vor einiger Zeit starb mir meine Mutter. Sie hielt vorher viel aus, still und gelassen wie sie immer war, und konnte nicht leben und nicht sterben. Einige Tage vor ihrem Ende reißten wir noch alle zu ihr, und standen da um ihr Bette und sahen sie an, einer so klug wie der andre. Ich wollte mir mein Herz gerne trösten, und wollte ihr noch so gerne was zu Liebe thun; aber essen und trinken mochte sie nicht mehr, mochte auch sonst nichts mehr. Ich dachte an all die großen und kleinen Erfin-

dungen der Menschen, davon du mir gesagt hast: an die Seelen-Lehre, an Newtons Attractions-System, an die Allgemeine deutsche Bibliothek, an die Genera Plantarum, an den Magister Matheseos, an den Calculum infinitorum, an die grade und schiefe Ascension der Sterne und ihre Parallaxen rc. aber es wollte mir alles nichts verschlagen — und sie lag out of reach! lag am Abhang und sollte herunter! und ich konnte nicht einmal sehen wo sie hinfiel. — — Da befahl ich Sie Gott, und gieng hinaus . . . und machte ein Sterbegebet daß sie's Ihr vorläsen. Es war meine Mutter und hatte mich immer so lieb gehabt, und ich konnte doch nichts anders! —

O Vetter, wenn dir ein Mensch vorkömmt der sich so viel dünkt und so groß und breit da steht; wende dich um und habe Mitleiden mit ihm. Wir sind nicht groß, und unser Glück ist, daß wir an etwas Größers und Bessers glauben können.

Der Besuch im St. Hiob zu **.

Der Aufseher des Stifts heißt Bernard, und unser fünf oder sechs, lauter reisende Leute, welche die Herberge versammelt hatte, giengen hin es zu besehen. Der erste war der Herr Tobel, ein ernsthafter Mann, der wenig sprach; der zweyte, Herr Wange, Prediger in der Nachbarschaft, ein Verwandter des Herrn Bernard und der eigentliche Anfänger und Anführer der ganzen Unternehmung; der dritte, wenn er für einen vollen Mann gelten soll, sein Sohn Fränzel, ein feiner Knabe von etwa zehn bis dreizehn Jahren; der vierte, Herr Sennert, 'n Bruder Studio, dem äußerlichen Ansehen nach; ꝛc.

Unterwegs erzählte uns Herr Wange, daß er einen alten Bekannten im Stift habe, Herrn Cornelio. Dem starb seine Frau und sein Freund, und darauf gieng er in den St. Hiob als Krankenwärter.

Herr Bernard empfing uns sehr höflich und bewirthete uns mit Caravan-Thee; zeigte uns auch sein Naturalien-Cabinet, das ziemlich vollständig ist, sonderlich an Conchilien.

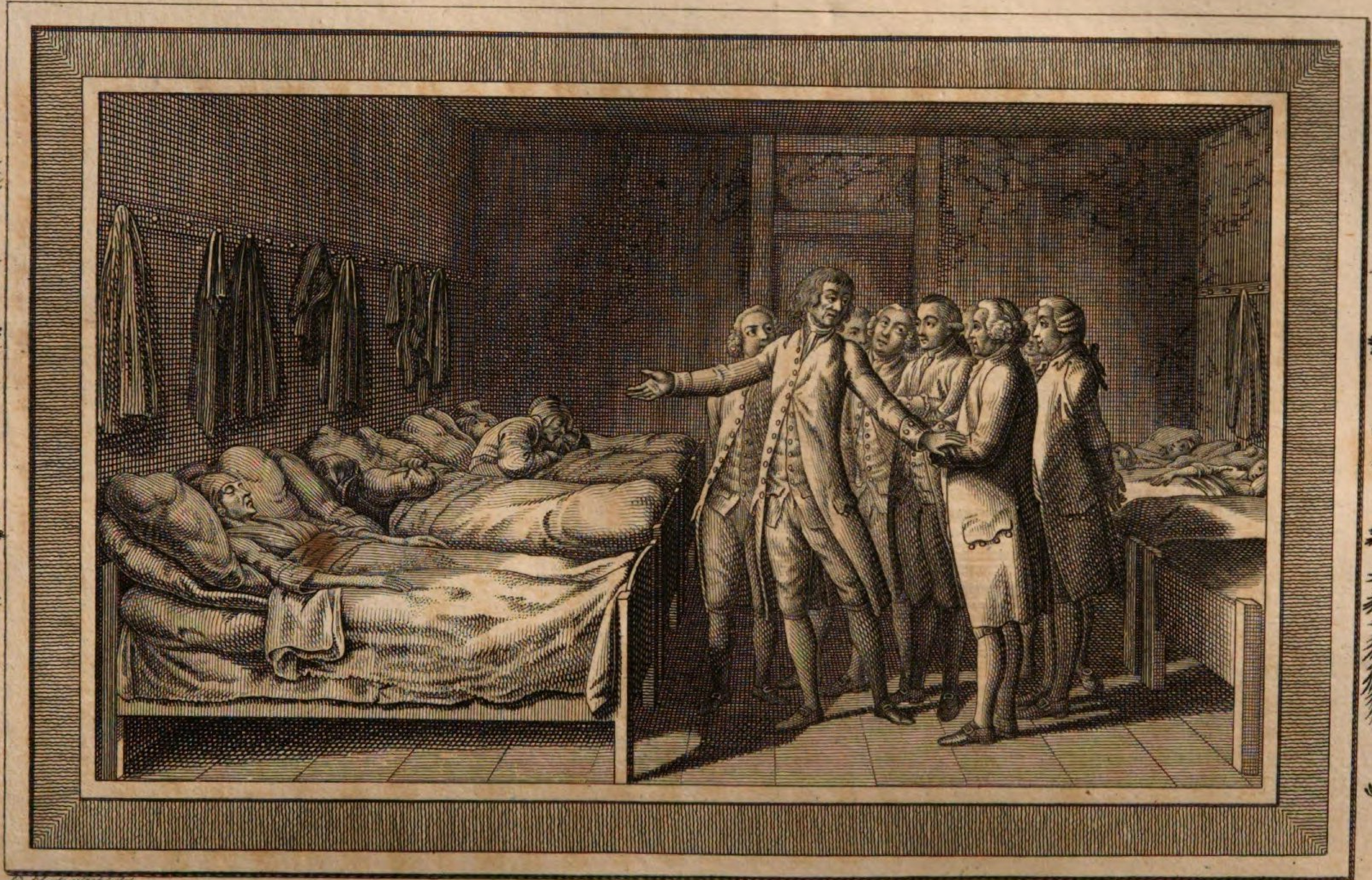
Nach verschiedenen Gesprächen über dies und das, kam's endlich zum Stiftbesehn und Herr Bernard gieng voran.

Er führte uns zuerst zu den Wahnsinnigen, die gleich unten im Hofe am Eingang quartirt sind, ein jeder in einem kleinen Stübchen für sich.

So wie Leute, die noch zwischen Furcht und Hoffnung schweben, unglücklicher sind, als die schon Entscheidung haben; so scheinen einem die Wahnsinnigen, oder die zwischen Sinn und Unsinn schweben, unglücklicher zu seyn als die Unsinnigen, und sie sind nicht so gräßlich, aber grauerlicher anzusehen. Wir sahen ihrer hier einige und dreißig, alt und jung, Männer und Weiber, und aus allen Ständen.

Herr Bernard wollte die Bemerkung gemacht haben, daß der Wahnsinn bey Weibsleuten sich immer auf Liebe oder Religion beziehe. Im St. Hiob fanden wir seine Bemerkung bestätigt, denn die Weibsleute sprachen alle wie Verliebte, oder predigten und prophezeyten. Bey den Männern trafen wir hier auch mancherley andern Wahnsinn. Einer in einem grünen Schlafrock dünkte sich 'n Moor und wusch sich emsiglich, kuckte ins Spiegel und wusch wieder, und seine weisse Comtoir-Mütze und eine Citrone standen auf dem Tisch. Ein anderer stand mit verstörten Haaren und zeigte immer mit dem Finger nach einem Stundenglas das an der Wand hieng, und seufzte dazu. Die merkwürdigsten von allen aber waren vier Brüder, die in einem Zimmer beysammen saßen gegen einander über wie sie auf dem Kupfer sitzen. Söhne eines Musikanten, und Vater und Mutter waren im St. Hiob gestorben. Herr Bernard sagte, sie säßen die meiste Zeit so

nach Chodowiecki   von W. Jury gest.



D. Chodowiecki del. W. Terry Sculp.

und liessen den ganzen Tag wenig oder gar nichts von sich hören; nur so oft ein Kranker im Stift gestorben sey, werde mit drey Schlägen vom Thurm signirt, und so oft die Glocke gerührt werde, sängen sie einen Vers aus einem Todtenliede. Man nenne sie auch deswegen im Stift die Todten-Hähne.

Von hier giengs zu den Unsinnigen. Ihre Kojen sind rund um in einem Cirkel gebaut, und in der Mitte steht ein großer Ofen, der im Winter geheizt wird. Nur etwa Zweydrittel davon waren itzo besetzt, und die Unglücklichen darinn saßen, wie gewöhnlich, mit zerrissenen Kleidern und halb nackt, und sagten Gräuel. Einer von ihnen war neun Jahre in der Sclaverey zu Algier gewesen, und hieß Hans Gumpert, und der war der wüthigste von allen und hatte ungeheure Kräfte. Er hatte itzo eben eine gute Stunde, und als wir vor seine Klappe kamen, trat er heran und streckte die Hand heraus. Herr Tobel legte ihm einen Dukaten hinein und wir andern etwas Silbergeld; er warf aber alles weg und bat flehentlich um ein ganz kleines Stückchen Zucker. Weiter brachte uns Herr Bernard in verschiedene Zimmer mit allerley bösartigen Patienten, und denn kamen wir endlich in die große Krankenstube. Sie ist hoch, beynahe ein Quadrat, und es stehen drey Reihen Betten darinn. Wir giengen hier von Bette zu Bette, und sahen in jedwedem einen Menschen liegen der elend war, mehr oder weniger.

Nicht weit vom Eingange trafen wir den Herrn Cornelio. Er hat helle Augen und eingefallene

Backen, und ist lang und blaß. Herr Wange bot ihm freundlich guten Tag, und wollte ihn umarmen; das wollte er aber nicht, und sagte: er habe sich das Umarmen abgewöhnt.

Herr Bernard bat ihn, uns hier herum zu weisen, weil er hier am besten Bescheid wisse; und das ließ er sich gefallen und gieng mit uns durchs ganze Zimmer, und sagte uns bei jedem Bette, den Nahmen des Kranken, seine Krankheit, wie lange er schon liege und sich quäle 2c., auch allerhand Umstände aus ihrem Leben.

Am Ende des Zimmers war in einem Bette eine alte Frau eben gestorben, und Herr Bernard hieß sie herausnehmen und in die Leichenkammer tragen, und Herr Cornelio sagte uns indeß wer sie gewesen und wie alt sie geworden, daß sie oft viel Schmerzen gehabt und immer so über die langen Nächte geklagt habe 2c.

Aber Cornelio, sagte Herr Wange, wie können Sie alle Tage das Elend so ansehen?

Cornelio. »Ist es darum weniger, wenn ich »es nicht sehe? Und sieht man es denn allein hier?«

Wir nahmen darauf Abschied und giengen weg, nicht ganz gleichgültig. Als wir wieder auf den Hof kamen, ward die Leiche signirt, und so wie der dritte Schlag gefallen war, fiengen die vier Brüder an:

Ach Herr! laß dein' lieb' Engelein,
Am letzten End die Seele mein,
In Abrahams Schooß tragen,
Den Leib' in sein'm Schlaf=Kämmerlein,
Gar sanft ohn' ein'ge Quaal und Pein,
Ruhn bis am jüngsten Tage. rc.

Verflucht sey der Acker um deinet willen rc.

Moses 1. c. 3., v. 17. 18. 19.

Man mag das Paradies und seine vier Ströme und seinen Baum des Lebens und des Erkenntnisses rc. so oder so auslegen, und die wahre Erklärung mag seyn welche sie will; so ist und bleibt der Inhalt klar und ausser allen Zweifel:

Der Mensch war glücklich!

Und er machte sich elend! . . . In dem »Verflucht sey der Acker um deinet willen rc.« wird ihm sein Urtheil gesprochen.

Es ist sehr hart; und wie ungern muß Gott es ausgesprochen haben!

Als Absalom sich empörte, verhüllte David sein Antlitz und gieng baarfuß, und der ungerathene Sohn war ihm immer noch lieb und am Herzen gewachsen. Man kann es nicht ohne Rührung lesen, als seine Truppen gegen Absoloms Parthey aus Mahanaim ausrückten, wie er da am Thore sitzt und sie ausmarschiren sieht, und sein letztes Wort an die Hauptleute ist: »Fahret mir säuberlich mit dem Knaben Absalom;« und als Joab nicht säuberlich mit dem Knaben fuhr, wie David da traurig wird und auf dem Saal im Thor hin und her geht und jammert; »mein Sohn Absalom, mein »Sohn, mein Sohn Absalom, wollte Gott ich »müßte für dich sterben! O Absalom, mein Sohn, »mein Sohn!

Und das war nur ein Vater unter den Menschen, die doch arg sind; was denn der Allbarmherzige Vater, der den Menschen vor allen andern Geschöpfen so hoch geehret und so herrlich ausgestattet hatte! und nun zu ihm sprechen muß: »Verflucht »sey der Acker um deinet willen, mit Kummer sollt du dich drauf nähren dein Lebe»lang. Dorn und Disteln soll er dir tragen, »und sollst das Kraut auf dem Felde essen, »im Schweiß deines Angesichts sollst du dein »Brodt essen, bis daß du wieder zur Erden »werdest, davon du genommen bist. Denn du »bist Erde und sollst zur Erden werden.«

Die Worte sind schrecklich, und ein jedes ist 'n Schwerdt das einem durch die Seele dringet. Und sonderlich wenn man ansieht, wie sie an uns in Erfüllung gegangen sind und noch täglich in und um uns in Erfüllung gehen.

Wir waren unsterblich, waren ewig glücklich und seelig; lebten in einem schönen Garten, zwischen Strömen die den Garten wässerten, unter Bäumen die lustig anzusehen waren und die immer voll Früchte für uns hiengen .... und unser lieber Vater und Schöpfer gieng selbst in dem Garten und wir konnten seine Stimme hören — Und hier: Auf dem verfluchten Acker, zwischen Dorn und Disteln, uns nähren mit Kummer und im Schweiß des Angesichts! Wie bitter sau'r muß sichs mancher nicht werden lassen und früh und spath schaffen, daß er für sich und die Seinen das Bischen Brodt habe! Und wenn ers

hat, was hat er denn? — Wir kommen mit Angst und Geschrey in die Welt, und fahren mit Herzeleid wieder in die Grube . . . und unsern lieben Schöpfer und Vater hören und sehen wir nicht! gehen trostlos und verlassen, in Frost und Hitze, in Regen und Schnee, in Schmerz und Krankheit, sind wahnsinnig und unsinnig, können nicht schlafen, müssen gehen und husten Tag und Nacht und Eiter und Blut speien.

Mahomed gibt in seinem Koran, wenn zwey sich über Religions-Lehren zanken, den klugen Rath, daß sie beyde ihr Weib und ihre Kinder rufen und zusammen ein Gebet zu Gott thun sollen. So wärs auch bey diesen Worten wohl das natürlichste, daß nicht allein die streitigen Ausleger, sondern alle Menschen und Nachkommen Adams ihre Weiber und Kinder riefen und hinträten und sich zusammen satt weinten.

Briefe an Andres.

Erster Brief.

Du möchtest gern mehr von unserm Herrn Christus wissen — — Andres! wer möchte das nicht?

Aber bey mir kömmst du unrecht. Ich bin kein Freund von neuen Meinungen und halte fest am Wort. So gar hasse ich das Kopfbrechen an Religions-Geheimnissen; denn ich denke, sie sind eben darum Geheimnisse daß wir sie nicht wissen sollen bis es Zeit ist.

Wenn wir ihn nicht selbst sehen können, Andres; so müssen wir denen glauben die ihn gesehen haben. Mir bleibt anders nichts übrig.

Was in der Bibel von ihm steht, alle die herrlichen Sagen und herrlichen Geschichten sind freilich nicht er, sondern nur Zeugnisse von ihm, nur Glöcklein am Leibrock; aber doch das Beste was wir auf Erden haben, und so Etwas das einen wahrhaftig freuet und tröstet, wenn man da hört und sieht, daß der Mensch noch was anders und bessers werden kann, als er sich selbst gelassen ist.

Und was in der Bibel von ihm steht, das hab ich gelesen mehr als Einmal, und nehme es, so wie es dasteht, ohne zu noch ab zu thun. Willst du also davon mit mir schreiben und sprechen, so gut ichs kann und salvo meliori judicio; von Herzen gern; Ich weiß für mich nichts liebers und erfreulichers als von Hülfe und Errettung, und wem's anders ist, der muß nie in Noth gewesen seyn, noch andre

darinn gesehen haben. Rufet doch ein Weib, das ihren verlohrnen Groschen wieder funden hat, ihren Freundinnen und Nachbarinnen und spricht: »Freuet »euch mit mir, denn ich habe meinen Groschen fun»den, den ich verlohren hatte.« Und was ist das für eine Noth, daraus man mit Geld errettet werden kann!

Besinnest du dich noch unsrer ersten Schiffahrt, als wir den neuen Kahn probirten und ich mitten auf dem Wasser herausfiel? — Ich hatte schon alles aufgegeben, und dachte nur daran, wie mir der Tod schmecken und was meine arme Mutter sagen würde; da sah ich deinen ausgereckten Arm herkommen und hakte an! und ich seh ihn noch immer, Andres, wenn ich nur von ohngefähr deinen Namen lese oder oft nur auf ein großes A stoße. Im Grunde war deine Hülfe nur ein Palliativ; denn was damahls ohne dich das Wasser würde gethan haben, das werden nun die andern Elemente noch thun, und du wirst mich nicht retten. Aber ich kann doch den Arm nicht wieder vergessen! und ich glaube, daß er bey unsrer innigen Freundschaft die Hand viel mit im Spiel habe. Das ist hier einmahl mit uns nicht anders: Noth lehrt beten, und Hülfe und Errettung erfreut!

Und nun ein Erretter aus aller Noth, von allem Uebel! Ein Erlöser vom Bösen! Und nun ein Helfer, wie die Bibel den Herrn Christus darstellt, der umher gieng und wohl that, und selbst nicht hatte wo er sein Haupt hinlege; um den die Lahmen gehen, die Aussätzigen rein werden, die Tauben

hören, die Todten aufstehen und den Armen das Evangelium gepredigt wird; dem Wind und Meer gehorsam sind, und der die Kindlein zu sich kommen ließ und sie herzete und seegnete; der bey Gott und Gott war und wohl hätte mögen Freude haben, der aber an die Elenden im Gefängniß gedachte und verkleidet in die Uniform des Elendes zu ihnen kam, um sie mit seinem Blute frey zu machen; der keine Mühe und keine Schmach achtete, und geduldig war bis zum Tode am Creuz, daß er sein Werk vollende; — der in die Welt kam die Welt seelig zu machen, und der darin geschlagen und gemartert ward und mit einer Dornen-Crone wieder hinausgieng! —

Andres, hast du je was ähnliches gehört, und fallen dir nicht die Hände am Leibe nieder? Es ist freilich ein Geheimniß, und wir begreifen es nicht; aber die Sache kömmt von Gott und aus dem Himmel, denn sie trägt das Siegel des Himmels und trieft von der Barmherzigkeit Gottes.

Man könnte sich für die blosse Idee wohl brandmarken und rädern lassen, und wem es einfallen kann zu spotten und zu lachen, der muß verrückt seyn. Wer das Herz auf der rechten Stelle hat, der liegt im Staube und jubelt und betet an.

Sprich und schreibe also davon mit mir du mein herzlieber Andres, wie und was du willst, und ich will dir keine Antwort schuldig bleiben.

Dein ꝛc.

Postscript.

Es giebt einige Leute, Andres, die alles bekehren wollen, und mit der Bibel in der Hand hinter jeden hochfahrenden Geist und Taugenichts herlaufen. Das soll aber nicht seyn, und ist ärgerlich anzusehen; wo auch der Fehler steckt. Die Lehre Christi, die nicht Einer werth ist zu hören, mag allerdings allen Menschen gepredigt werden; aber sie soll nicht weggeworfen werden, und wers nicht besser haben will, der mags bleiben lassen.

Unser Herr Christus spricht auch gar anders über die Jüngerschaft. »Wer ist unter euch, der »einen Thurm bauen will, und sitzet nicht zuvor und »überschlägt die Kosten, ob ers habe hinauszuführen? »auf daß nicht, wo er den Grund gelegt hat, und »kanns nicht hinausführen, alle die es sehen, fangen »an seiner zu spotten, und sagen: dieser Mensch hub »an zu bauen und kanns nicht hinausführen. — Also »auch ein jeglicher unter euch, der nicht absaget al»lem das er hat, kann nicht mein Jünger seyn.« Und in seiner Instruction an seine ausgehenden Apostel: »Wo ihr aber in eine Stadt oder Markt gehet: »da erkundiget euch, ob jemand drinnen sey, der es »werth ist; und bey demselben bleibet, bis ihr von »dannen ziehet — und wo euch jemand nicht anneh»men wird, noch eure Reden hören: so gehet heraus »von demselbigen Hause oder Stadt, und schüttelt »den Staub von euren Füßen.«

Und nun erwarte ich deine weitern Befehle.

Zweiter Brief.

Also soll ich dir zum Anfang die Geschichte vom Zinsgroschen erklären! — Daß ich dir etwas erklären soll, dünkt mich eben so, als wenn ich Abends vom Lehnstuhl vor meinem seeligen Vater predigen mußte. Indeß ich bin zu deinem Dienst.

Aber Andres, du machst es mit deinen Texten wie auf der Hochzeit zu Cana in Galiläa, wo zuerst der geringere Wein gegeben ward. Die Pharisäer fahren hier freilich sehr übel; was ist aber da eben für große Freude daran? — Im Grunde müssen sie einen doch dauern. Und Christus und die Welt-Weisheit sind nicht Parthie egal; man weiß vorher daß sie immer den Kürzern ziehen muß. Die Art freilich, wie unser Herr Christus sie den Kürzern ziehen läßt, die ist überköstlich und macht alles gut; und so will ich nur gleich anfangen, und weil du die Geschichte doch so lieb hast, etwas weitläufiger seyn als sonst wohl nöthig wäre.

»Da giengen die Pharisäer hin und hielten einen Rath wie sie ihn fingen in seiner Rede.«

In diesem Rath ward ein Project beliebt: ihn sagen zu machen, daß dem Kaiser der Zins nicht gebühre. Eigentlich waren die Pharisäer wider den Kaiser, hatten ihm auch keinen Eid schwören wollen; aber der König der Wahrheit war ihnen noch mehr zuwider, weil sie bey dem noch mehr zu verliehren hatten. Und so schickten sie sich in die Zeit und

machten Allianz mit dem Kaiser, um sich durch den geringern Feind den größern vom Halse zu schaffen. Christus sollte sagen: es sey nicht recht daß man dem Kaiser Zins gebe, und denn war er verlohren meinten sie, und scheinen sie auf die prompte Justiz in Cameral-Sachen gerechnet zu haben.

Aber wie macht man ihn das sagen? — Die schlauen Füchse kannten sich und wußten daß eine Wanne mit Wasser eher überfließt wenn sie in Bewegung gesetzt ist. Deswegen beschlossen sie weiter: ihm durch verstelltes Lob und Anerkennung seiner Competenz das Herz vorher groß zu machen, seine Wahrhaftigkeit, seinen graden Sinn und sein Nichtachten der Person, vor dem Volk zu loben, damit er geneigt würde, gleich davon eine Probe gegen den Kaiser zu geben.

Das alles war hier nun freilich nicht angebracht; aber sie verstunden das nicht besser, und so sandten sie denn ihre Jünger und sprachen:

»Meister, wir wissen daß du wahrhaftig bist »und lehrest den Weg Gottes recht, und du fragest »nach Niemand; denn du achtest nicht das Ansehen »der Person. Darum sage uns was dünket dich? »Ists recht daß man dem Kaiser Zins gebe oder »nicht.« Und Herodis Diener mußten gleich mitgehen, damit es bey dem Zeugenverhör desto weniger Weitläufigkeit gäbe, oder als gute Freunde die den Sieg mit ansähen, und ausbreiten helfen sollten. Ja! oder Nein! und in beiden Fällen siegten die Pharisäer. Denn sollte Christus den Zins gut heissen, und

also dem Hauptproject ausweichen; so verdarb ers beym Volk, das den Zins ungern bezahlte und von seinem Messias Befreyung von allem fremden Joch erwartete.

Die Sache war sehr klug angelegt, und wäre ceteris *paribus* gewiß Zehn- gegen Ein- mahl durchgegangen. Hier, wie gesagt, giengs nicht.

»Da nun Jesus merkte ihre Schalkheit, sprach »er, ihr Heuchler, was versuchet ihr mich?«

Das war der freymüthige grade Sinn ꝛc., den sie aus Schalkheit gelobt hatten, wahrhaftig; aber anders als sie erwarteten.

Mathematisch gewiß waren wohl die Pharisäer des guten Ausgangs nicht, denn sonst wären sie selbst gekommen und hätten nicht ihre Jünger geschickt; indeß hatten sie doch ohne Zweifel gute Erwartungen, und sie haben ohne Zweifel den Deputirten Jüngern in einem nicht geringen Ton von ihrer klugen Anlage und Erfindung gesprochen, und diese hatten gewiß ihre heimliche Freude: daß Christus von dem allen nichts wisse, und ihrem ehrbaren Gesicht nicht ansehen werde was hinter ihrer Frage stecke. Und du kannst denken, wie sie erschrocken sind, als unser Herr Christus anfieng zu sprechen, und, seiner Gewohnheit nach, nicht dem Gesicht sondern dem Herzen antwortete.

»Da nun Jesus merkte ihre Schalkheit, sprach »er, ihr Heuchler, was versuchet ihr mich?«

»Weiset mir die Zinsmünze. Und sie reichten »ihm einen Groschen dar. Und er sprach zu ihnen,

»wes ist das Bild und Ueberschrift? Sie sprachen »zu ihm, des Kaisers. Da sprach er zu ihnen: so »gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, und Gotte »was Gottes ist.«

Andres, was ist doch für Sinn in allem das aus seinem Munde kömmt! Es vermahnt mich damit so, wie mit den Schachteln, wo immer eine in der andern steht. Seine Antwort kann wohl so ausgelegt werden: ihr habt die Hoheit und den Schutz des Kaisers anerkannt, und sein Geld in euren Taschen; so müßt ihr auch thun, was das mit sich bringt! Und ich wüßte nicht, was der größte Staatsmann anders hätte sagen können. Aber Christus war mehr als Staatsmann.

»Wes ist das Bild und die Ueberschrift?«

Er sprach hier zu Pharisäern, die auf Moses Stuhl saßen, die zwar weder für sich noch für andere aufschließen konnten, aber doch die Schlüssel der Erkenntniß an einem großen Haken an der Seite trugen, und sich mit dem Buchstaben des Gesetzes, als die einzigen wahren Ausleger desselben, brüsteten. Christus verwieß ihnen bey einer andern Gelegenheit diesen ihren blinden Stolz: daß sie meinten das ewige Leben in der Schrift zu haben, und nicht wüßten wo sie es suchen sollten. Hier was ähnliches. So große Ausleger des Moses mußten ja die Lehre von dem Ebenbilde verstehen, und wo das hingehört, denn es war seine Hauptlehre. Wie konnten sie denn fragen, ob der Zinsgroschen dem Kaiser gehöre, da sein Bild darauf stand? — Gott

hatte den Menschen gemacht, ein Bild das ihm gleich sey; der Kaiser hatte auch sein Bild machen lassen, und das war von Silber und stand auf der Zinsmünze. — Moses und die Propheten hatten Israel den Weg gelehret, sich vor fremden Joch und Zinsmünze zu bewahren, nämlich wenn sie an Gott, ihrem Urbilde, von ganzem Herzen hiengen, und keine andre Götter hätten neben ihm. rc. —

»Wes ist das Bild und die Ueberschrift?«

Fühlst du nicht den feinen Sinn? — Es war 'n Zipfel ihnen vom Rock abgeschnitten! 'n Pfeil aus ihrem eigenen Zeughause ihnen gewiesen! aber auch nur gewiesen.

Ueber das Ebenbild Gottes hatten die Eiferer für die Religion nichts zu fragen, wohl aber über das silberne Ebenbild des Kaisers. — Die Zinsmünze und das Geben oder Nichtgeben derselben war im Grunde eine kleine und unbedeutende Angelegenheit, die über ihre Glückseligkeit nichts entschied. — Ueberhaupt war die ganze Frage über das Recht und Unrecht der Zinsmünze eine sehr alberne Frage, und grade so viel, als wenn ein Ehebrecher fragen wollte: ob es recht sey, die auf den Ehebruch gesetzte Strafe zu bezahlen. — Du siehst wie die Pharisäer eigentlich standen, und was von allen Seiten für Anlaß und Raum zu bitterer Antwort war, und Gott weiß, daß sie hier nicht unverdient gegeben wäre. Aber er war zu gut bitter zu seyn. Auch war er nicht gekommen, das letzte Wort zu behalten, und über die Künste der Pharisäer und Welt-Weisen zu trium-

phiren, sondern die Künstler seelig zu machen; und das treiben alle seine Handlungen und Reden.

Er sagte:

»So gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, und Gotte was Gottes ist.« . . . . .

. . . .

Wie unser Herr Christus, so waren auch seine Handlungen und Reden. In sich: Gnade und Wahrheit und ewigs Gut, und auswendig: armes Fleisch und Blut und Knechtsgestalt.

Wenn er des Jairi gestorbnes Töchterlein vom Tode auferwecken will, spricht er: Das Mägdlein schläft, und nimmt sie als ob sie würklich nur schliefe, bey der Hand und ruft: »Mägdlein stehe auf;« und ihr Geist kam wieder. rc.

Wenn er von der über alle Maaße hohen Seeligkeit seiner wahren Nachfolger sprechen will, sagt er: »wer mein Wort hält der wird inne werden »ob meine Lehre von Gott sey.« So auch hier:

»Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, und »Gotte was Gottes ist.«

Wie klein von aussen! Und doch enthalten die Worte nichts geringers für sie als einen und den einzigen Rath: aus aller ihrer Noth zu kommen; denn ausser der Herstellung des Ebenbildes Gottes in ihnen, war alles übrige löcherichte Brunnen.

Aber nun noch inniger, und Mann an Mann.

So wenig die Pharisäer es auch glaubten und wußten; so waren sie doch blind und elend, und brauchten Hülfe. Darum hoften sie auch, wiewohl

mit Unverstand, auf einen Messias, und lehrten das Volk auf ihn hoffen. Der vor ihnen stand und mit ihnen redte, war der große Heiland, der diese Hülfe brachte und sie und alle verirrte Schaafe vom Hause Israel in seine Arme sammlen wollte! Ihn verkennen sie und wollen ihn mit Fragen über das Ebenbild des Kaisers überlisten und in Unglück bringen. Und er . . vergiebt ihnen denn sie wissen nicht was sie thun; und er weißt sie hin auf Hülfe, die ihnen so nahe war, und öfnet die Arme.

»Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, und Gotte was Gottes ist.«

Das heißt antworten! Seelig ist der Leib der dich getragen hat, und die Brüste die du gesogen hast.

Und wir haben noch unsere verkehrten Begriffe vom Gelde, vom Menschen und dem Reiche Gottes. Was meinst du, wenn wir das alles mit andern Augen ansehen könnten? Da würden wir erst seine Antwort verstehen, und die Fülle von Gnade und Wahrheit die in ihr ist.

Sieh Andres, so geht er mit den Pharisäern um. Willst du aber sehen, wie sie selbst mit sich umgehen; so lies unter andern die Geschichte von dem Blindgebohrnen, Johannis 9. vom 10. bis 34 V. inclusive. Ich weiß wohl, die Bibel liegt immer nicht weit von dir; sie könnte doch aber grade einmahl in der andern Kammer liegen; und so will herschreiben:

»Da sprachen sie zu ihm: Wie sind deine Au-
»gen aufgethan?

»Er antwortete und sprach: Der Mensch, der
»Jesus heißt, machte einen Koth, und schmierte
»meine Augen, und sprach: Gehe hin zu dem Teiche
»Siloha, und wasche dich. Ich ging hin und wusch
»mich, und ward sehend.«

»Da sprachen sie zu ihm: Wo ist derselbige?
»Er sprach: Ich weiß nicht.«

»Da führeten sie ihn zu den Pharisäern, der
»weiland blind war.«

»Es war aber Sabbath, da Jesus den Koth
»machte, und seine Augen öffnete.«

»Da fragten sie ihn abermal, auch die Phari-
»säer, wie er wäre sehend worden? Er aber sprach
»zu ihnen: Koth legte er mir auf die Augen, und
»ich wusch mich, und bin nun sehend.«

»Da sprachen etliche der Pharisäer: Der Mensch
»ist nicht von Gott, dieweil er den Sabbath nicht
»hält. Die andern aber sprachen: Wie kann ein
»sündiger Mensch solche Zeichen thun? Und es ward
»eine Zwietracht unter ihnen.«

»Sie sprachen wieder zu dem Blinden: Was
»sagest du von ihm, daß er hat deine Augen aufge-
»than? Er aber sprach: Er ist ein Prophet.«

»Die Jüden gläubten nicht von ihm, daß er
»blind gewesen, und sehend worden wäre, bis
»daß sie riefen den Eltern deß, der sehend war
»worden.«

»Fragten sie, und sprachen: Ist das euer Sohn,

»welchen ihr saget, er sey blind geboren? Wie ist »er denn nun sehend?«

»Seine Eltern antworteten ihnen, und sprachen: »wir wissen, daß dieser unser Sohn ist, und daß er »blind geboren ist.«

»Wie er aber nun sehend ist, wissen wir nicht; »oder wer ihm seine Augen aufgethan, wissen wir »auch nicht. Er ist alt genug, fraget ihn; lasset ihn »selbst für sich reden.»

»Solches sagten seine Eltern, denn sie furchten »sich vor den Jüden: Denn die Jüden hatten sich »schon vereiniget, so jemand ihn für Christum be»kennete, daß derselbige in den Bann gethan würde.«

»Darum sprachen seine Eltern: Er ist alt ge»nug, fraget ihn.«

»Da riefen sie zum andernmal dem Menschen, »der blind gewesen war, und sprachen zu ihm: Gieb »Gott die Ehre: Wir wissen, daß dieser Mensch »ein Sünder ist.«

»Er antwortete und sprach: Ist er ein Sünder »das weiß ich nicht; Eines weiß ich wohl, daß ich »blind war und bin nun sehend.«

»Da sprachen sie wieder zu ihm: Was thät er »dir? Wie thät er deine Augen auf?«

»Er antwortete ihnen: Ich habs euch jetzt ge»saget; habt ihrs nicht gehöret? Was wollet ihrs »abermal hören? Wollet ihr auch seine Jünger wer»den?«

»Da fluchten sie ihm, und sprachen. Du bist »sein Jünger; wir aber sind Mosis Jünger.«

»Wir wissen, daß Gott mit Mose geredet hat; »diesen aber wissen wir nicht, von wannen er ist.«

»Der Mensch antwortete und sprach zu ihnen: »Das ist ein wunderlich Ding, daß ihr nicht wisset, »von wannen er sey; und er hat meine Augen auf»gethan.«

»Wir wissen aber, daß Gott die Sünder nicht »höret; sondern so jemand gottesfürchtig ist, und »thut seinen Willen, den hört er.«

»Von der Welt an ists nicht erhöret, daß je»mand einem gebornen Blinden die Augen aufgethan »habe.«

»Wäre dieser nicht von Gott, er könnte nichts »thun.«

»Sie antworteten, und sprachen zu ihm: Du »bist ganz in Sünden geboren, und lehrest uns? Und »stießen ihn hinaus.«

Nicht wahr, ärger konnten sie doch sich nicht prostituiren? Und es fehlt nur noch, daß sie eine Commission von Naturkündigern und Aerzten niedergesetzt hätten: das Factum zu untersuchen und darüber ihr Bedenken einzugeben.

Ich setze kein Wort zum Text hinzu; und die Wahrheit zu sagen, es dünkt mir das die beste Methode, wenn man nichts hinzusetzt, denn man verdirbt doch nur daran.

Dein ꝛc.

Dritter Brief.

Du frägst: welche Geschichten mir die herrlichsten dünken?

Alle Andres, alle! . . . ein jedes Wort das aus seinem Munde gegangen ist, eine jede Bewegung seiner Hand . . . . seine Schuhriemen sind mir heilig. Und wer kann sich was wollen dünken lassen?

Wenn er sagt: »Friede sey mit Euch«; so haben wir unser ganzes Leben zu thun und werden es wohl im Himmel erst verstehen lernen, was das einzige Wort Friede in seinem Munde heiße.

Andres, du kannst denken, daß alles, was ihm angehet und was er gesagt und gethan hat, viel Sinn und Bedeutung habe; und daß wir zu klein sind, über die Herrlichkeit der Geschichten zu richten.

Indeß machen sie doch, wie sie da stehen, auf unser Herz verschiednen Eindruck; und da, muß ich sagen, freuen mich die am meisten, wo er vom ewigen Leben spricht, und von einem Tröster den er senden will; wo er den Blinden die Augen aufthut; wo er die Seinen liebt bis ans Ende und mit ihnen das Abendmahl hält, und wo er Tod und Teufel meistert.

Denk' einmahl, Andres, wenn der Teufel, der so mächtig ist und der nur Freude daran hat zu quälen und alles um sich her elend zu machen, wenn der freie Hand und Niemand über sich hätte; was

würde aus der Welt und aus uns armen Menschen werden! Muß es einen denn nicht freuen, wenn man sieht, daß er einen Uebermann hat, und daß grade der sein Uebermann ist, der da half und gesund und seelig machte alle die zu ihm kamen, und des Barmherzigkeit kein Ende hat? Und der Tod! Er ist doch schrecklich, Andres, und der Wurm am Zaun krümmt sich vor ihm, denn er nimmt uns alles. Wenn du nun siehst, daß unser Herr Christus zu Nain einen Todten erweckt, den sie zu Grabe trugen, und zu Bethanien einen, der schon vier Tage im Grabe gelegen war ꝛc.; wenn du ihn nun von Hütten des Friedens sprechen hörest, wo wir unsern Anselmo wieder sehen sollen, und wo die guten und frommen Menschen aller Zeiten und Völker sollen versammelt werden; wenn du ihn nun sagen hörest, daß wer an ihn glaubt nicht sterben soll ob er gleich stürbe; — freut dich das nicht, Andres? und wünschest du nicht von Herzen, an ihn zu glauben? Aber, »der Glaube ist nicht jedermanns Ding«, und er steht nicht so zu Gebot, Andres. Die Apostel selbst, die um ihn waren, und die gesehen und gehört hatten, »sprachen zu dem Herrn: stärke uns den Glauben.« — Ich sehe an dem Cananäischen Weiblein und andern Exempeln: daß man wenig wissen kann und großen Glauben haben; und an den Pharisäern ꝛc., daß man viel wissen kann und doch nicht glauben. — Christus sagte zu den Pharisäern: »wie könnet ihr glauben, die ihr Ehre von einander nehmet«; und Paulus spricht von »Men-

»schen von zerrütteten Sinnen, untüchtig zum Glau»ben«, u. s. w.

Daher sehe ich die Geschichten, wo vom Glauben die Rede ist, fleißig an, und merke auf den Sinn solcher Leute, um daraus zu lernen: nicht was ich noch wissen muß, um glauben zu können, sondern was ich noch vergessen, mir aus dem Sinn schlagen und von mir abthun muß, damit der Glaube recht an mich haften könne.

Dein ꝛc.

Vierter Brief.

Freilich giebt es Leute, Andres, die den Teufel leugnen, die, wie Doctor Luther sagt, »keine »Sünde, kein Fleisch, keinen Teufel, keine Welt, »keinen Tod, keine Fahr, keine Hölle haben, das ist, »der keines glauben, ob sie wohl bis über die Oh»ren darin stecken.«

Die ganze Natur und Religion supponiren einen Teufel; Christus wird vom Teufel versucht; treibt Teufel aus, und seine Apostel sagen, daß er gekommen sey, die Werke des Teufels zu zerstören. — Und nun tritt einer auf- und meint es sey kein Teufel! — Das bedarf doch wohl keiner Antwort.

Weiter sagst du von den Wundergaben und dem heiligen Geist, und daß die aufgehört hätten, weil sie, nachdem das Christenthum gegründet sey, nicht mehr nöthig wären!

Das von den Wundergaben versteh' ich nicht, und du mußt dich an die Theologen wenden. Aber in die Gründung des Christenthums und die Unnöthigkeit des heiligen Geistes kann ich mich nicht finden. Mich dünkt: der heilige Geist ist immer nöthig, und wenn der fehlt, fehlt Alles. In Summa, ich gläube einfältig mit der Christlichen Kirche, daß ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesum Christum meinen Herrn glauben oder zu ihm kommen kann; daß der heilige Geist zur Besserung jedes einzelnen Menschen unentbehrlich sey; und daß es ohne ihn keine Besserung, kein Leben und keine Seligkeit gebe.

Ohne ihn, Andres, sind wir ja wieder uns selbst gelassen. Und von da giengen wir aus, daß wir uns selbst gelassen nichts können, wir mögen seyn Juden oder Heiden, oder wer wir wollen; denn in Christo gilt nicht »Beschneidung noch Vorhaut«, nicht Bischofsmütze noch Doctorhut, nicht Zwingel noch Luther, sondern eine »neue Creatur« wie St. Paulus saget.

Die Wiedergeburt ist, wie Johannis am 3ten zu sehen ist, ein Geheimniß, und die Meister in Israel kannten sie nicht alle, auch nicht einmal von Hörensagen.

Dein ꝛc.

Fünfter Brief.

Sein Reich ist nicht von dieser Welt! — Darum haßten ihn die Juden und verfolgten und tödteten ihn . . . .

Laß uns nicht verdammen, Andres!

Es ist himmelschreiend, was sie gethan haben, und davon ist nicht die Rede.

Aber unser Herr Christus giebt keinem das Recht, den ersten Stein aufzuheben, als der rein ist. Und wer ist rein?

Wir sollen nicht lieb haben die Welt und was in der Welt ist; wir sollen unser eigen Leben hassen und verliehren, und es soll geistlich bey uns gerichtet seyn. —

Nicht verdammen, Andres!

Es ist sehr recht und wahr von dir geschrieben, Andres, daß man ihn so innig lieben, und so mit ganzem Herzen an ihm hangen kann, weil er so durchaus und über alles gut ist; auch ist das sehr recht und wahr, daß einen die Menschen-Gestalt an ihm so wunderbar freuet. Aber, daß du so gerne im gelobten Lande seyn möchtest! —

Es dünkt einen freilich so, Andres, als wäre von den Wegen, die er gewandelt, von den Bergen, darauf er mit seinen Jüngern gesessen ist, noch der Seegen nicht wieder genommen; als werde man auf dem Oelberge noch Spuhren seines Nachtlagers, auf dem Tabor noch Strahlen seiner Verklärung finden;

als stehe, wo er die Stadt ansahe und über sie weinte, wo er niederknieete und betete, wo er das heilige Abendmahl einsetzte, wo er gekreuziget und gestorben ist, noch immer ein Creis Engel, und gelüste in das Geheimniß hineinzuschauen und bewache den Ort, kurz, als sey er uns im gelobten Lande näher. Wir wissen aber, daß er Einmal auf Erden erschienen ist sichtbar, damit alle Menschen wüßten, daß er sey und wes sie sich zu ihm zu versehen haben; und daß er unsichtbar allenthalben ist. Und wo er ist, Andres, ist das gelobte Land.

Wie gesagt, solche Empfindungen, so lieblich und lobenswerth sie sind, können zu weit führen, und sie sind nicht die Sache.

Uns und unserm verderbten Willen aufrichtig entsagen, und seinen Willen thun, das ist die Sache; und es ist in keinem andern Heil.

Gott sey mit dir, mein lieber Andres, und besuche mich bald.

Claudius, Matthias,

Asmus omnia sua Secum portans, oder Sämmtliche Werke des Wandsbecker Bothen

Bd.: 4

Wandsbeck (1782)

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/La (b) 77-4/5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11341641-0